universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

In memoriam

Tennyson, Alfred

Straßburg, 1899

urn:nbn:at:at-ubi:2-4385

In Memoriam

von

Alfred Lord Tennyson.

Aus dem Engliſchen überſetzt

von

Jakob Feis.

Straßburg
J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel)
1899.

UB Innsbruck
+C111081303

Vorwort.

„Auf Gott und Menſchen göttergleich
Iſt unſer Glaube aufgebaut.“

„Am Glauben halte feſt, der über allen Formen ſteht.“
Tennyſon.

Unſere Zeit liebt es, das Privatleben berühmter Autoren in die weite Welt zu rücken. Vor dieſer immer wachſenden Neugierde ſuchte ſich Tennyſon zu ſchützen. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit blieb jederzeit ſeinem Ideal getreu, daß wahre Poeſie die Blume und Frucht des eigenen Lebens ſein müſſe; doch glaubte er, „in dieſen Tagen halb unbewußten geſellſchaftlichen Verraths und tauſendzüngiger Plauderei“ ſeine perſönlichen Angelegenheiten geheim halten zu dürfen. „Ich gebe der Welt meine beſten Gedanken, und ſie möge ſich, wie er ſich einmal ausdrückte, damit zufrieden geben.“ Er veröffentlichte auch nicht die kleinſte Schilderung ſeiner Lebensereigniſſe.

„Kein Menſch kann treu ſein flüchtig Leben ſchildern,
Auf Erden Niemand, der's für ihn kann thun."

Ein ſolcher Gedanke mag ihn vom „bedenklichen Unternehmen" ſeine eigene Biographie zu ſchreiben, abgehalten haben; nichtsdeſtoweniger befürchtete er, daß die allzugewiſſenhaften Kritiker von Beruf, die Herz und Nieren an der Eingangspforte zur Unſterblichkeit mit ſcharfen Federn prüfen, ihn nicht würden paſſiren laſſen, ohne ihn, wie er ſich draſtiſch ausdrückte, „wie ein todtes Schwein aufzuſchlitzen". Er überließ es daher ſeinem Sohne, (falls dieſer es nach ſeinem Tode als nothwendig erachten ſollte), ſeine Lebensgeſchichte zu ſchreiben, doch wünſchte er, daß er ihr nur unumſtößliche Thatſachen zu Grunde lege, um weitere biographiſche Verſuche für alle Zukunft unmöglich zu machen.

Der Sohn iſt mit kindlicher Pietät dem Wunſche ſeines Vaters nachgekommen. Die im vorigen Jahre in zwei umfangreichen Bänden erſchienene Biographie[1] iſt ein gewiſſenhaftes, im Sinne des Dichters

[1] ALFRED LORD TENNYSON: A MEMOIR. By his son. London 1897.

ausgeführtes Werk. Man hat es mit Recht eine Art Walhalla des Victorianiſchen Zeitalters genannt, denn wir finden darin faſt alle großen verehrungswürdigen zeitgenöſſiſchen Namen um den Dichter gruppirt.

Mit ſchlichten Worten ſpricht der Sohn in der Einleitung ſeine Ueberzeugung aus, daß wohl kein Biograph den Heimgegangenen ſo getreu wird wiedergeben können, als es der Dichter ſelber in ſeinen Werken gethan hat, und diejenigen, welche den Wunſch hegen, den geiſtigen Entwicklungsgang ſeines Vaters zu verfolgen, verweiſt er auf deſſen eigens zu dieſem Zweck geſchriebenes Gedicht: «Merlin and the Gleam», [1] denn von früheſter Jugend an habe er die Zauberkunſt Merlins tief empfunden, jenen Geiſt der Dichtung, der ihn allzeit ermahnte, ſeine Anlagen zu erkennen und in ſeinen Werken

[1] Siehe Ueberſetzung im Anhang Seite: 169.

Tennyſon ſagt über den Titel: „In der Erzählung: «Merlin and Nimue» las ich, daß Nimue „Lichtſtrahl" bedeute, — in meinem Gedichte will ich die höhere poetiſche Einbildungskraft darunter verſtanden wiſſen."

ganz und gar dem lauteren und hohen Ideal nachzustreben, das Leben der Welt zu veredeln. Das habe ihm über Zweifel und Schwierigkeiten hinweggeholfen.

„Groß iſt der Meiſter
Und hold ſeine Kunſt,
Wenn im Lenze des Lebens
Weit über die Berge
Und über die Thäler,
Auf das Antlitz der Menſchen,
Und rings um mich her,
Melodien weckend,
Strömte der Strahl."

In früher Jugend habe er den durch das heimathliche Hügelland fließenden Bach, die Hochebene, die hinter ſeinem Heim ſich erhob, die Bergſchluchten und Firnen ſeiner Jugendträume und die Fabelweſen beſungen, von welchen ſeine erträumte Welt bevölkert war. Alsdann habe er „das Gekrächz der Raben", (die Kritik) die barſche Stimme der Unſympathiſchen vernommen:

„Das Licht, es ſchwindet
Es dunkelt die Flur,
Das Lied, es verſiegt,
Doch flüſtert der Meiſter:
‚Folge dem Strahl'."

Die innere Stimme habe ihn dennoch immerzu ermahnt, nicht ſchwachherzig zu ſein, ſondern ſeinem

Ideale zu folgen. Und aus der Freude an ſeiner eigenen romantiſchen Phantaſie, an den Harmonien der Natur, „den murmelnden Waſſern und rauſchenden Fällen, die ſingen und ſchäumen", habe die dichteriſche Begeiſterung ſich wieder verjüngt. Dann ſeien ſeine Hirtengedichte und engliſchen Idyllen gefolgt, worin er die Geſänge des Landlebens und die Freuden und Leiden des Landvolks, mit denen er innig vertraut geweſen, beſungen habe.

„Unſchuldige Mägdlein,
Geſchwätzige Kinder,
Heimſtätte und Ernte,
Schnitter und Sammler,
Mit arbeitsgebräunten
Zerfurchten Geſichtern."

Allmählich, nachdem er aus eigener Erfahrung ſich etwas wirkliche Lebensweisheit erworben hatte, habe er ſich zu „mächtigeren und prächtigeren Melodien" emporgeſchwungen, habe angefangen, menſchliche Liebe und menſchliche Heldenkraft wie auch menſchliches Denken zu verherrlichen und das bereits entworfene Epos „König Arthur" in Angriff genommen, worin vor Allem das Leben des Mannes

verſinnbildlicht und die großen Religionen der Welt dargeſtellt werden ſollten. Dieſes Epos ſollte das Hauptwerk ſeines Mannesalters werden.

Durch den Tod ſeines Freundes Arthur Hallam, eines Sohnes des berühmten Geſchichtsſchreibers Hallam, und durch die düſtere Gemüthsſtimmung, die ſich in Folge deſſen ſeiner bemächtigte, ſei jedoch ſein Vorhaben nahezu vereitelt worden. Während einer geraumen Zeit habe er ſich nicht mehr länger an der Pracht ſeiner geiſtigen Viſionen, noch an dem zum „froſtigen Flimmer verblaßten Strahl“ ergötzt.

„Von finſterm Gewölke
Wird Camelot umnachtet;
Arthur verſchwand,
Weiß nicht wohin;
Er, mein König, der mich geliebt,
Kann nicht vergehn.“

Der Dichter läßt hier die beiden Arthur, den König Arthur der Idylle, und Arthur, den Freund, der ihm „ein Halbgott ſchien,“ in einander aufgehen. — Dies iſt die Periode (ſie währte ſiebzehn Jahre), in der «In Memoriam» gedichtet wurde. Während faſt zehn Jahren (1832—1842) hat der Dichter,

wiewohl er in höchſt kümmerlichen Umſtänden lebte, nichts veröffentlicht. Es war eine Zeit mannhaften Ringens mit ſchweren Zweifeln über die wichtigſten Lebensfragen, ein Kampf zwiſchen Leben und Tod, den alle Hochbegabten, die ſich ſelbſt zum Licht emporringen, beſtehen müſſen; denn von der Wahrhaftigkeit, mit der ſie dieſe Fragen beantworten, hängt die Schönheit, Stärke und Tüchtigkeit ihres Wirkens ab. Tennyſon ging aus dieſem Kampf hervor mit einer unwandelbar hohen Zuverſicht, einem Glauben, der ihn ſein ganzes Leben hindurch nicht wieder verließ, und fortan ſtrebte er bis an ſein Lebensende danach, die dunklen Pfade aller vom Kummer Gedrückten mit demſelben Lichtſtrahl zu erhellen, der ihn in kummerſchweren Tagen getröſtet und zu hoffnungsfreudiger Wirkſamkeit zurückgeführt hat.

„Wer wüßte ſo, wie ich zu ſagen,
Was unſern Willen ſtärkt und ſtählt,
Damit wir um das Edle kämpfen
Getreu und furchtlos bis zum Tod."

Ueber die Entſtehung der Gedichtſammlung «In Memoriam» ſagt uns der Dichter ſelber: Sie beruhe auf ſeiner Freundſchaft zu Arthur Hallam, der

mit ſeiner Schweſter verlobt geweſen, aber kurz vor dem anberaumten Hochzeitstag ſtarb und in der Kirche zu Clevedon begraben wurde. Es ſollte eine Art Divina Comedia mit glücklichem Ausgang werden. Die einzelnen Gedichte habe er an den verſchiedenartigſten Plätzen, ſowie die Erinnerung an das alte Freundſchaftsverhältniß ſie eingegeben, niedergeſchrieben; keineswegs in der Abſicht ſie zu einem Ganzen zuſammenzuſtellen oder zu veröffentlichen, bis er ſelbſt erſt gefunden, daß er ſo viele gedichtet. Die verſchiedenartigen Gemüthsſtimmungen (aber alle von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur der Glaube an einen Gott der Liebe alle Befürchtungen, Zweifel und Leiden entwirren und erleichtern könne) ſeien auf dramatiſche Weiſe wiedergegeben und das „Ich" wolle nicht immer beſagen, daß der Dichter lediglich für ſich ſelber, ſondern daß die Stimme der Menſchheit aus ihm ſpreche.

«In Memoriam» iſt die herrlichſte Huldigung, die jemals ein Dichter ſeinem Freunde dargebracht hat, Shakeſpeare und ſeine Sonetten nicht ausgenommen.

Haben wir Anhaltspunkte, die annähernde Ge-

wißheit geben, ob der innig verehrte Jugendfreund einer ſolchen Verherrlichung würdig war, und ob die vorzüglichen Eigenſchaften, die der trauernde Freund (insbeſondere in CIX—CXIII) dem Verblichenen zuſchreibt, der Wirklichkeit entſprechen?

Vor ſeinen in Cambridge verbrachten Univerſitätsjahren, wo der innige Freundſchaftsbund zwiſchen Beiden geſchloſſen wurde, beſuchte Arthur Hallam die Schule zu Eton (1822—1827), und einer ſeiner Jugendfreunde, kein Geringerer als der große Staatsmann Gladſtone, ſchilderte wenige Monate vor ſeinem Tode den Charakter dieſes ſeines Schulgefährten. Er nennt ihn den hervorragendſten Schüler „in der idealen Königin aller Hochſchulen“ und beſchreibt ihn als einen ſo außergewöhnlichen Geiſt, daß Jeder, der Beziehungen zu ihm hatte, durch den Umgang mit ihm geadelt wurde, und zurückblickend auf eine lange Laufbahn, die ihn mit den verſchiedenartigſten Menſchen zuſammengebracht, und während derer die Gunſt des Schickſals ihm viele und vorzügliche Freunde beſchieden habe, ſchaue er dennoch mit derſelben Innigkeit der Verehrung „auf dieſen unendlich ſchönen Charakter“ zurück.

Der 14-jährige Hallam überſetzte bereits den Ugolino des Dante in griechiſche Jamben; als 18-jähriger ſchrieb er mit einer ſolchen Meiſterſchaft italieniſche Sonette, daß eine erſte Autorität, Sir Anthony Panizzi, erklärte, ſie ließen ſich nicht von den Erzeugniſſen italieniſcher Dichter unterſcheiden.

Aber in dieſer Welt giebt es, wie Gladſtone zum Schluſſe ſeiner höchſt intereſſanten Schilderung ſagt, einen untrüglichen Prüfſtein wahrhaftiger Vollkommenheit, nämlich den, daß der Menſch als Menſch höher als ſeine jeweiligen Leiſtungen ſtehen müſſe. Das ſei eben, verſichert der greiſe Staatsmann, bei dieſem jugendlichen Phänomen der Fall geweſen.

Arthur Hallam ſtarb 1833. «In Memoriam» erſchien 1850 und zwar anonym; doch man erkannte bald, daß der Verfaſſer nur Tennyſon ſein könne. Charles Kingsley in einer ausführlichen Kritik in Frasers Magazine (September 1850) nannte das Werk als bei weitem die vorzüglichſte Leiſtung Tennyſon's und einen Schlüſſel zu vielen dunkeln Punkten in ſeinen früheren Arbeiten, „eine Dichtung, welche man ganz und gar den Sonetten Shakeſpeare's

zur Seite ſtellen dürfe". Fortan galt der Autor des «In Memoriam» als der erſte unter den lebenden Dichtern Englands, wiewohl die zünftige Kritik auch jetzt, wie ſie es bei dem Erſcheinen ſeiner früheren Gedichte gethan hatte, ihr Möglichſtes aufbot, um ihm die Gunſt des großen Publikums abſpenſtig zu machen. Unter den Auserwählten ſeiner Nation hatte Tennyſon jederzeit ſeine Gemeinde; auch Carlyle gehörte ihr an. Dieſer ſchrieb an den Dichter bei Gelegenheit der im Jahre 1842 von ihm erſchienenen Gedichte, daß er ſie geleſen habe und immer wieder zu leſen beabſichtige, bis ſie ſeine Gedichte würden; denn es ſei lange her, daß er in einem engliſchen Buche, Proſa oder Poeſie, den Herzſchlag eines wirklichen Menſchen ſo wie in dieſen Gedichten gefunden habe, „ein durchaus tapferes, wahrhaft kampfgeſtähltes, ſiegreiches Herz; ſtark wie das eines Leuen, dennoch voll Zartgefühl, Liebe und Harmonie, was ich das Herz eines echten Sängers nenne. Es ſind Töne darin, wie die der Nachtigall, ſanftes Girren wie das der Waldtaube an einem Sommertag, überall ein edler Ton von

freiem Lufthauch und laubreichen Wäldern.“ Die ſonnenklarſte Lebensglut, ſagt er weiter, wohne in jener Seele, wie die aus Nacht und Hades kommenden Streifen ſich auch darin geltend machen; man empfinde überall den von goldenem Sonnenlicht umfloſſenen Himmelshauch, woraus ſich die goldenen Geſtalten, eine nach der andern heben. „Mit einem Worte: in dieſem Menſchen ſcheint ein Klang von den „ewigen Melodien“ zu wohnen, worüber ſich alle andern Menſchen dankbaren Herzens freuen ſollten. Ihre „Dora“ erinnert mich an das Buch Ruth; und die „zwei Stimmen“ die, wie man mir ſagt, einige Recenſenten „triviale Moralität“ nennen, gemahnen mich an Hiob; denn heute wie zur Zeit Hiob's und Ruth's iſt die Wahrheit dieſelbe.“

Carlyle nennt ſein Urtheil „die Ausſage eines freiwillig auftretenden Zeugen“, und auf das Tennyſoniſche Gedicht „Ulyſſes“ anſpielend, fährt er fort: „Laßt uns zuſammen taktmäßig die Ruder in die lauten Meeresfurchen einſetzen, um frohen Herzens unſerer Beſtimmung zuzuſteuern, dorthin wo die Sonne untergeht.“ Und er ſchließt, indem er aus

obigem Gedichte ſeine drei Lieblingszeilen anführt, auf die er in ſeinen Werken öfters hinweiſt, und die, wie er ſagt, ihn zwar nicht weinen machen, doch etwas empfinden laſſen, was ganze „Lachrymatorien" anfüllen würde:

„Mag ſein, das wilde Meer wird unſer Grab;
Mag ſein, wir finden die glückſel'gen Inſeln,
Und ſeh'n Achilles drauf, den wir gekannt."

Auch den berühmten Naturforſcher Tyndall, finden wir bereits zu jener Zeit unter den Verehrern Tennyſon's. Er ſpricht von ihm als einem Dichter, der den Edelſten Begeiſterung und Stärke eingeflößt habe.

„Kein Geiſt", ſagt er, ſei ihm bekannt, „ſo ſtark, ſo rein, ſo ſchön." Jeder Vers ſprudle über von himmliſchem Feuer, ſo daß es Einem ſchwer fiele, eine Wahl zu treffen. Niemals vielleicht wurde der Poeſie ſeitens der Wiſſenſchaft eine ſchönere Huldigung dargebracht als von Tyndall, indem er bekennt, er ſei nicht ſicher, ob nicht auf ſeinen damaligen zur Stärkung ſeiner Geſundheit unternommenen Reiſen nach Wales, der Isle of Wight und der Schweiz die Verſe Tennyſon's zur Wiederbelebung ſeiner geſunkenen Kräfte ebenſoviel beigetragen hätten als der Luftwechſel.

Der berühmte, mit ſeinem Lob zurückhaltende Dichter Wordsworth geſtand, daß er zeitlebens danach geſtrebt habe, ein Hirtengedicht wie „Dora“ zu ſchreiben, ohne daß es ihm gelungen wäre.

Dennoch blieb, trotz der Anerkennung, die Tennyſon unter den Beſten ſeiner Zeit fand, die Verbreitung ſeiner Gedichte eine beſcheidene. Erſt der Erfolg des: «In Memoriam» erlaubte ihm, nach einer zehnjährigen Verlobung ſeinen eignen Hausſtand zu gründen.

Es iſt eine merkwürdige Thatſache, daß ſo myſtiſch dieſe Dichtung Vielen erſcheinen mag, ſie nicht nur von zahlreichen gläubigen Gemüthern, darunter neben vielen Würdenträgern der Kirche, auch Männer wie Kingsley, Maurice und Robertſon, ſondern auch von zahlreichen freidenkenden Geiſtern und Männern der Wiſſenſchaft, darunter Tyndall, Huxley, Owen und Herſchel, mit Begeiſterung aufgenommen wurde. Sie blieb Tennyſon's volksthümlichſte Dichtung und fand unter der angelſächſiſchen Raſſe eine größere Verbreitung als irgend eine andere moderne Dichtung, und die, wie der Dichter ſelber ſagt, von allen ſeinen Werken am wenigſten mißverſtanden worden iſt.

Die Gläubigen, welche «In Memoriam» mit Freude begrüßten, beſtanden zumeiſt aus den ernſtgeſinnten Männern, welche die engen dogmatiſchen Schranken durchbrochen wiſſen wollten, um die Religion auf eine breitere Grundlage zu ſtellen. Es waren Leute, deren Gemüth ſich mit einer entgöttlichten Welt nicht zufrieden geben konnte, und denen daher „der Menſch im Menſchen“ nicht genügte. In der Poeſie Tennyſon's erblickten ſie einen erſten Schritt zur Vereinheitlichung der höchſten Religion mit der fortſchrittlichen Wiſſenſchaft der Gegenwart, eine Offenbarung zu Gunſten jener oberſten Grundſätze, welche die Fundamente aller Glaubensbekenntniſſe bilden und worauf die vernünftigſten und beſten aller Zeiten gegründet ſind.

Dr. Martineau ſchildert die Religioſität Tennyſon's mit den höchſt charakteriſtiſchen Worten, daß dieſer niemals eine überlieferte, ehrwürdige Glaubensform aufgegeben habe, bis er deren innern, ewigen Geiſt in ſich aufgenommen hatte, um ihr einen neuen Glanz zu verleihen. Auf dieſe Weiſe habe er unter abertauſenden ſeiner Leſer, die zuvor für

das Göttliche unempfindlich geweſen ſeien, das religiöſe Gefühl der Ehrfurcht geweckt, und wo es vorhanden war, habe er es ungemein vertieft.

Maurice, der humane Theologe, der in der Trennung von Gott die wahre Hölle der menſchlichen Seele ſah, ſchreibt an Tennyſon, daß eine Theologie, die nicht im Einklang mit den tiefſten Gedanken und Empfindungen der Menſchen ſtehe, keine wahre Theologie ſein könne, und er dankt dem Dichter, durch ſeine Dichtungen in viele derartige Gedanken und Gefühle eingedrungen zu ſein.

Es würde ſchwer fallen, alle die wohlbekannten Namen herzuzählen, welche von dieſer Seite her «In Memoriam» mit Freude begrüßten. Charles Kingsley nennt es das edelſte chriſtliche Gedicht, welches England in den letzten zwei Jahrhunderten hervorgebracht habe. Er ſieht in dem Dichter einen freiwilligen, entſchloſſenen Kämpfer für das, was in dem Chriſtenthum lebenskräftig iſt, einen um ſo aufrichtigeren, als er, geführt von einem mächtigen Geiſt der Liebe, dem auch Dante ſich anvertraute, ſich durch Zweifelsabgründe emporgearbeitet habe,

und der um ſo mehr das Gute fördern werde, als er „die Aeſthetik und Philoſophie der Gegenwart rechtfertige und heilige.“ Er nennt ihn einen für viele ernſte Seelen unſchätzbaren Führer, der „moraliſche Aeonen“ Byron und Shelley voraus ſei.

Die freidenkenden Geiſter der Wiſſenſchaft bewunderten des Dichters unbeugſamen Glauben an die Wahrheit, „ſeine unvergleichliche Verſchmelzung von Gefühlsinnigkeit mit klarer Anſchauungs- und Urtheilskraft“, ſeine innige Liebe zur Natur und die Bereitwilligkeit, mit der er wiſſenſchaftliche Entdeckungen bewillkommnete, die, wie er glaubte, den Unglauben bannen und den wahren Fortſchritt fördern würden, eine Zuverſicht, die er bereits in «Lockley Hall» in den klaſſiſch gewordenen Verſen ausgeſprochen:

„Dennoch glaub ich, daß ein Endzweck
wachſend durch die Zeiten läuft;
Und daß mit der Sonnen Fortſchritt
auch der Geiſt der Menſchen reift.

Nicht vergebens winkt die Ferne!
Vorwärts, vorwärts laßt uns ſchweifen,
Laßt die Völker raſtlos wechſelnd,
muthig ihr Geſchick ergreifen.

Durch die Weltnacht laßt uns ſtürzen
in des jüngern Tages Zonen:
Beſſer fünfzig Jahr Europa
als chineſiſche Aeonen."

Dieſer Glaube an das ſich erhöhende Ziel des Geſammtlebens der Menſchheit und an das edle Loos des individuellen Menſchen, der ſeine eigene Beſtimmung erfüllt, durchdringt alle Tennyſon'ſche Poeſie und iſt unbeſtreitbar größtentheils durch ihn in das Alltagsleben ſeines Volkes eingedrungen. Er iſt einer der Würdigen, der mitgeholfen hat den edleren Glauben aufzubauen, der ſeit Mitte des Jahrhunderts im Mutterland wie auch in dem Größeren England ſich mehr und mehr geltend macht. Dr. Döllinger bezeichnet ihn als jenen wahren, auf breiter Baſis ruhenden liberalen Glauben, der ſich im Laufe der Jahrhunderte in England verkörpern wird.

«In Memoriam» iſt eine Verherrlichung menſchlicher Liebe. Sie ſchildert die Gewalt dieſer Liebe: den unausſprechlichen Kummer, deſſen ſie fähig iſt, und die Erlöſung aus den Banden dieſes Kummers durch ein mannhaftes Ringen, ſowohl aufwärts durch das äußere Reich der Natur, als auch durch das

innere des Geiſtes. „Die Seele des todten Freundes, die zuerſt eingehüllt erſcheint in hoffnungsloſe Verzweiflung, wird nach und nach erſt zur lebendigen Gegenwart, dann zu einem hilfreichen Geiſt, der Zweifel beantwortet, Furcht beſchwichtigt und demuthsvolle Hingabe an den Geiſt der Liebe einflößt, der Schritt für Schritt Glaube, Friede und Hoffnung lehrt.“ Von dieſer Hoffnung, daß der Tod kein Mißklang in dem rollenden Gang der ewigen Harmonien, daß er vielmehr ein „vorwärts“ iſt, war der Dichter zeitlebens beſeelt; ſie bleibt der erlöſende Glaube, den der 80 jährige Greis in dem ſeelenfrohen «Crossing the Bar» (Hinaus in's Meer) ſo wiedergiebt:

„Spätroth und Abendſtern;
Ein Ruf ſchallt zu mir her!
Es bleib' der Barre Wehklagen fern,
Zieh' ich hinaus in's Meer.

Wie ſchlafend ſei die Fluth, und ſchwellend hoch,
Für Laut und Schaum zu voll,
Wenn, was aus grenzenloſer Tiefe zog,
Heimkehren ſoll.

Zwielicht und Glockenklang,
Dann brech' die Nacht herein!
Beim Scheiden ſei nichts kummervoll und bang,
Schiff ich mich ein.

Muß ich hinaus aus Zeit und Raum auch geh'n,
Trägt fern die Fluth mich fort,
Ich hoffe meinen Steuermann zu ſeh'n
Jenſeits der Barre dort."

Kein anderer Dichter ſeines Jahrhunderts, ſagt der in ſeinem Urtheil ſo ſtrenge Froude, habe einen ſo nachhaltigen Einfluß auf ſein Volk, ja auf die ganze angelſächſiſche Raſſe ausgeübt wie Tennyſon. Er ſtellt ihn zwar „weit weg" von Shakeſpeare, dennoch aber vor allen anderen engliſchen Dichtern an ſeine Seite, „mit dem relativen Vorzug vor ihm, daß er hinſichtlich der innern Kämpfe und Beſorgniſſe ſeines Zeitalters deſſen Gedanken ausſpricht."

Carlyle ſagt nach einer faſt vierzigjährigen innigen Freundſchaft von Tennyſon: „Alfred griff von aller Anfang an jede Frage von der richtigen Seite an: er ſtellt das Gute über das Geniale."

Einer der Hauptführer der freireligiöſen Richtung, Biſchof Colenſo, glaubt, Tennyſon habe mehr als irgend ein Anderer dazu beigetragen, die Kirche der Zukunft zu begründen, und ein würdiger Schotte rühmt, daß Tennyſon's Stärke eine zehnfache ſei, weil ſein Herz lauter iſt, und man von ihm ſagen

dürfe, er habe niemals, wiewohl er Vieles gedichtet, um ſchwergeprüfte Herzen zu heilen und ſündhafte zu läutern, eine Zeile geſchrieben, die im Entfernteſten den Menſchen entwürdigt oder Gott läſterte. Auch ſei durch den Einfluß ſeiner Dichtungen das Loos vieler Menſchen gebeſſert worden, ohne daß ſie ſich deſſen bewußt würden.

«In Memoriam» iſt, wie Kingsley ſagt, dazu beſtimmt, in ernſten, ſtimmungsvollen Stunden, in der Einſamkeit unſeres Zimmers oder an der Seite derer, die wir lieben, geleſen zu werden. Es iſt eines der Lieblingsbücher der Königin von England: wie ſie ſelber ſagt, nächſt der Bibel ihr Troſt.

* * *

Der Ueberſetzer ſpricht ſein inniges Bedauern aus, daß, trotz allen aufrichtigen Bemühungen, die Dichtung in ihrem fremdländiſchen Gewand die Schönheiten des Originals weſentlich kürzt. Da dieſes vorwiegend aus einſilbigen angelſächſiſchen Wörtern beſteht, ſo würde der Geiſt der Dichtung darunter leiden, wenn man ſie bei einer Ueberſetzung in das Deutſche in die einheitliche Versform

des Originals[1] zwängen wollte. Der Ueberſetzer hat es deßhalb gewagt, den einzelnen Gedichten jene Faſſung zu geben, in der nach ſeiner Empfindung ſich die Stimmung jedes einzelnen am beſten hat wiedergeben laſſen. Eine gewaltige Tonleiter von Stimmungen wird in dieſem Cyklus von Gedichten angeſchlagen, mit einer Herzensgewißheit, durch welche die Poeſie zur Religion wird.

Man darf ſie ohne Uebertreibung moderne Pſalmen nennen, auf deren innig ernſtem Grunde Gott, Welt und Menſch mit einander im Einklang ſtehen und zu einer abgeklärten Geſammtüberzeugung ſich zuſammenſchließen. —

London, November 1898.

J. F.

[1] Die Versform des Originals iſt die der Nummer XI. und außerdem noch bei etwa zwölf Gedichten beibehalten.

In Memoriam A. H. H.
Obiit MDCCCXXXIII.

Unſterblich Gotteskind, allmächt'ge Liebe,
Die niemals uns ihr Angeſicht enthüllt,
Wir werfen gläubig uns in Deine Arme,
Wenn auch kein Forſcherauge zu Dir dringt.

Aus Deinen Sphären rollen Licht und Schatten;
Du ſchufſt in Menſch und Thier die Lebenskraft;
Du ſchufſt den Tod, denn ſiehe! ſeine Spuren
Steh'n auf dem Schädel ſchon, den Du erſchufſt.

Du willſt den Menſchen nicht im Staube laſſen;
Du gabſt ihm Leben, und er fragt warum.
Ihm ſagt ſein Herz, er wird den Tod beſiegen;
Du ſchufſt den Menſchen und Du biſt gerecht.

Zugleich als menſchlich und als göttlich Weſen,
Als Bild der hehrſten Mannheit ſtehſt Du da,
In unſern Herzen lebt ein dunkler Wille,
Du gabſt ihn uns, auf daß wir Deinen thun.

Syſteme, die wir ſtolzen Geiſtes bauen,
Sie währen eine kurze Spanne nur;
Sie ſind gebroch'ne Strahlen Deines Lichtes,
Ein winz'ger Schimmer Deiner Sonnenwelt.

Wo wir nicht wiſſen können, naht der Glaube;
Der Forſcher weiß nur, was ſein Auge ſieht.
Du gabſt den Glauben uns als eine Leuchte
In finſtrer Nacht. Erhöhe ſeine Glut!

Laß immerzu das Wiſſen ſich verbreiten,
Doch Ehrfurcht auch erfüll' uns mehr und mehr;
Auf daß ſich Geiſt und Seele innig einen
Wie einſt einmal in voller Harmonie,

Doch mächtiger. Wir ſind bethörte Weſen,
Wir ſpotten Dein, wenn heil'ge Scheu uns fehlt,
Doch lehre Du der eitlen Welt das Dulden,
Auf daß ſie Träger werde Deines Lichts.

Verzeihe mir, was galt als mein Vergehen,
Auch das, was ſeither ſchien als mein Verdienſt:
Verdienſt kann zwiſchen Menſch und Menſch nur gelten,
Es hat nicht Geltung zwiſchen mir und Dir.

Verzeihe meine Trauer um den Todten,
Den Du erſchufſt ſo anmuthvoll und ſchön,
Er lebt in Dir, ſagt eine inn're Stimme,
Und um ſo würdiger erſcheint er mir.

Verzeihe dieſe ungeſtümen Klagen,
Freudloſer Jugend ſorgenſchweren Geiſt;
Wenn er das Bild der Wahrheit trübt, verzeihe,
Und Deine Weisheit lehr' mich weiſe ſein.

1849.

I.

Ihm ſtimm' ich bei, der uns in reichen
Akkorden ew'ge Wahrheit ſingt:[1]
Erſtorb'nes Selbſt kann aufwärts ſteigen,
Wenn es zu höh'rer That ſich zwingt.

Doch wer ergründet ferne Zeiten
Und findet im Verluſt Gewinn?
Wer trachtet nach dem Lohn der Leiden
Mit ungeſchwächtem hohen Sinn?

Laß Liebe an den Gram ſich klammern,
Auf daß nicht beide untergeh'n;
Weit beſſer den Verluſt bejammern,
Zernagt von bittern Herzensweh'n,

Als daß die ſiegreich eitlen Stunden
Uns höhniſch künden unſ're Schmach:
„Hier iſt ein Menſch, der tief empfunden,
Doch ſeine Herzensglut erlag.“

[1] Hinweis auf Goethe.

II.

Du düſt're Eibe, hoch und edel
Stehſt du am mooſ'gen Leichenſtein,
Schlägſt deine Wurzel um den Schädel
Wie um das modernde Gebein.

Der Dinge Lauf von Tag zu Tage
Weckt ſtetig neuen Lebenskeim,
Die Thurmuhr dort mit leiſem Schlage
Mißt ab die Zeit und ruft uns heim.

Dich, Eibe, rührt kein Sturm noch Schauer,
Kein Froſt und auch kein Sonnenſchein,
Dich hüllt in ſchwermuthvolle Trauer
Dein Kleid, dein tauſendjähr'ges, ein.

Du Baum voll Kraft, du kennſt kein Beben,
Mich drängt's und drängt's dich anzuſeh'n,
Dein Anblick ſcheint mein Herz zu heben,
Ich glaube in dir aufzugeh'n.

III.

Grauſamer Gram, du, mein Gefährte,
Du Prieſter aus der Totengruft,
Bald ſüß, bald bitter iſt dein Odem,
Was hauchſt du Lügen in die Luft?

„Von Sternen," raunt er, „wird geſponnen
Ein zwecklos Netz im öden All,
Und von den ausgebrannten Sonnen
Dröhnt Murren her im Widerhall:

„Ein leerer Spuk, der unſrer höhnet,
Nur hohle Form iſt die Natur,
Das was in Deinem Innern tönet,
Das ſchallt zurück, das hörſt du nur."

Soll ich zu ihr, der blinden, beten?
Mein einzig Heil, ſie ſoll es ſein?
Soll ich als Schlange ſie zertreten,
Eh' ſie mir ſchleicht in's Herz hinein?

IV.

Dem Schlaf vertrau' ich meine Kräfte,
Mein Wille unterliegt der Nacht.
Ich lieg' in steuerloser Barke,
Doch die Gedanken halten Wacht,

Und flüstern: wie wirst Du es tragen,
Da sich in dir kein Wunsch mehr regt,
Kaum daß du wagst, dich selbst zu fragen,
Weßhalb dein Herz so bange schlägt.

Ein Etwas ist dahin geschwunden,
Was meiner Jugend Freude war.
Ihr Thränen, die der Gram gebunden,
O thauet auf, fließt frei und klar!

Solch namenlose Stürme wettern
In meinem Schlafe sonder Ruh.
„Laß vom Verlust dich nicht zerschmettern",
Ruft morgens mir mein Wille zu.

V.

Manchmal wie eine Sünde dünkt es mich,
Wenn ich dem Lied mein Leid vertrau;
Das Wort wie die Natur enthüllt nur halb,
Und halb verbirgt's, der Seele Heiligthum.

Doch der von wilder Unraſt wirre Geiſt,
Er findet in dem Liede einen Halt,
Und wenn die Worte er zum Wohllaut eint,
Iſt's wie ein Schlaftrunk, der zur Ruhe wiegt.

Ich hülle mich in's rauhe Wortgewand,
Wie in ein Trauerkleid das Wärme giebt,
Der große Gram, der ſich darunter birgt,
Nur ſpärlich blickt er durch die Falten durch.

VI.

Man tröſtet mich: „dir bleiben Freunde,
Gemeinſam Allen iſt der Tod.“
Gemeinſam iſt das Allgemeine;
Sind Stroh und Spreu Erſatz für Brod?

Gewiß, dem Tod muß jeder weichen,
Doch lindert's nimmer meinen Schmerz;
Daß er gemeinſam, mehrt den Jammer,
Denn jede Stunde bricht ein Herz.

Du Vater, der mit edlem Sinne
Den Sohn dem Vaterland geweiht,
Ein Schuß, dieweil du leerſt den Becher,
Den Todten iſt er eingereiht.

Du Mutter, die mit frommem Herzen
Des Sohnes denkt auf weitem Meer,
Sein Fahrzeug ſinkt, dieweil du beteſt,
Du ſiehſt den Theuern nimmermehr.

Wie ihr, ſo war auch ich im Dunkel,
Da ihn getroffen ſein Geſchick,
Und mich beſeelte der Gedanke
Im unheilsvollen Augenblick:

„Was ich geſchrieben und erſonnen,
Ich theil's dem Freund, dem theuern, mit."
Zum frohen Willkomm ihm entgegen
Ging ich des Wegs mit raſchem Schritt.

Dein Schatz ſoll kommen, ſanftes Täubchen,
Sie ſitzt und kämmt ihr golden Haar,
Sie freut ſich ihrer holden Anmuth,
Wie ſtrahlt ihr Aug ſo liebeswahr!

Im Heerde glüht ein helles Feuer,
In ihrem Herzen größ're Glut,
Sie ſchmückt ihr Haar mit rothen Roſen:
„Er liebt ſie, und ſie ſteh'n mir gut.“

Sie denkt: „ſo werd' ich ihm gefallen“
Ihr Spiegel zeigt der Wangen Flor.
Sie wendet ſich — nur kurze Weile —
Sie ſteckt ſich noch ein Bändchen vor.

Und eben wird ihr Loos entſchieden,
Der Fluch des Schickſals trifft ſie ſchwer,
Den Vielgeliebten ſieht ſie nimmer,
Er ſtürzt vom Pferd, er iſt nicht mehr.

Wie wird ihr Loos die Arme tragen,
Und ach! was lindert *meine* Pein.
Sie wird vereinſamt allzeit klagen,
Ich aber werde freundlos ſein.

VII.

Im Gäßchen ſteh' ich vor der Schwelle
Des Hauſes, wo ich oftmals ſtand,
Wo einſt mein Herz ſo froh geſchlagen —
Ich wartete auf ſeine Hand,

Sie, die ich nimmermehr kann faſſen —
Ich kann nicht ſchlafen — ſchaut mich an!
Und wie ein Dieb im Morgengrauen
Schlich ich an's dunkle Haus heran.

Er iſt nicht hier; doch in der Ferne
Brauſt ſchon das Leben wie ein Meer,
Geſpenſterhaft durch düſtern Regen
Blickt neu der Tag — wie öd und leer!

VIII.

Ein Liebender mit frohen Sinnen
Eilt an das Haus der lieben Braut;
Er fragt nach ihr, ſie iſt von hinnen,
Ein Mißton wird im Herzen laut.

Nun ſcheint das Licht des Tags ihm ſchwächer
Und düſter wird es um ihn her,
Die ſchönen Hallen und Gemächer
Erſcheinen ihm verwaiſt und leer.

So mir: die Flur, der Hain, die Zimmer
Die Stätten all, wo ich ihn ſah,
Nun ſind ſie ohne Reiz und Schimmer,
Es fehlt der Freund: er iſt nicht da.

Wie Jener dort auf ödem Wege
Ein einſam Blümlein noch erſpäht,
Das unter ſeiner Liebſten Pflege
Erwuchs und nun verwahrloſt ſteht.

So ſcheint es mir auch zu ergehen
Mit meinem Blümlein Poeſie,
Die Winde ſcheinen's zu verwehen,
Seit er ihm keinen Schutz mehr lieh.

Wie gern haſt Du es ſtets geſehen,
Nun pflanz' ich auf Dein Grab es ein;
Dort mag es wieder neu erſtehen,
Und ſtirbt's, ſo ſoll Dir's nahe ſein.

IX.

Du Segler ſtolz, der von Italiens Strand
Durch grün kryſtallne Meeresflächen fährt
Mit Arthur's Aſche, dem verlornen Freund;
Breit' deine Schwingen aus und bring ihn ſchnell

Zu ſeinen Freunden in das Vaterland,
Die um ihn klagen mit vergeb'nem Gram.
Dich, heil'ge Urne, lenke günſt'ger Wind
Und hohe Fluth geleite dich zum Port.

Kein rauher Lufthauch ſtöre in der Nacht
Das glänzende Geleiſe deines Kiels,
Bis hell der Morgenſtern mit mildem Strahl,
Wie unſre Liebe rein, im Frühlicht blinkt

Auf thaubenetztem Deck. Geſtirne klar
Umſtrahlt mit hehrem Glanz den Helm des Schiffs.
Ihr Winde ruht, wie er, der Freund nun ruht,
Der meiner Liebe treu'ſter Bruder war.

Dich, meinen Arthur, ſeh' ich nimmermehr
Bis mein verwaiſtes Leben einſt erliſcht.
Ich liebte keinen Bruder ſo wie dich,
Ich hing an Dir wie an dem Mutterherz.

X.

Ich hör' den Kiel geräuſchvoll pflügen,
Ich hör' die Glocke in der Nacht,
Ich ſeh' das Licht am Maſte leuchten,
Ich ſeh' den Lotſen auf der Wacht.

Du bringſt den Seemann ſeinem Weibe,
Aus fremdem Land den lieben Gaſt,
Du bringſt die Briefe bangen Herzen,
Uns aber, lautlos, ſtumme Laſt.

Wir Menſchen haben eitle Träume,
Ein Wahn oft lindert unſern Schmerz.
Wir klammern uns an alte Bräuche,
Uns wird es leichter um das Herz:

Wenn wir die Aſche eingegraben,
Im Raſen drauf die Sonne ſcheint,
Oder wo die Gläub'gen knieen,
Wenn ſie der Kelch zur Andacht eint.

Doch groß der Gram, wenn der uns theuer,
Verſchlungen ward von dunkler Fluth,
Und nun, umſpült vom Tang der Tiefe,
Auf dunklem Meeresboden ruht.

XI.

Still ruht der Morgen ſüß im Traum,
Kein Laut ringsum auf weiter Flur:
Herab durch's welke Laubwerk nur
Fällt reife Frucht vom müden Baum.

Still ruh'n die Felder weit und breit,
Die Sommerfäden wallen zart,
Frühthau iſt jedem Halm gepaart,
Und webt der Flur ein Demantkleid.

Still ruh'n die Hügel duftig ſchön!
Aus tauſend Höfen prangt und lacht
Der reichen Ernte gold'ne Pracht,
Um ſanft im Meere aufzugeh'n.

Still ruht die Luft, rein und verklärt,
Bald fällt das Laub, roth färbt es ſich,
Nur jene Ruhe kenne ich, —
Die die Verzweiflung mich gelehrt.

Still ruht das Meer, darüber ſchwebt
Die morgendliche Traumesluft;
Todtſtill iſt jene edle Bruſt,
Die ſich nur mit der Welle hebt.

XII.

Schau, wie die Taube auf zum Himmel ſteigt
Mit einem raſtlos ungeſtümem Flug,
Sie fühlt beim Flügelſchlag die Hiobspoſt,
Die ſie nach ferner Zone tragen ſoll;

So geht es mir: ich finde nirgends Raſt;
Aus ſeiner ird'ſchen Hülle ſtrebt der Geiſt,
Die ſchwere Laſt der Nerven ſtreift er ab,
Und über Land und Klippen ſchwingt er ſich

Hin über's rundgeſpiegelt weite Meer,
Bis zu des Südens blauem Himmelsdom,
Mit thränenvollem Auge blick' ich hin
Zum fernen Saum, bis ſich ſein Segel hebt,

Und rufe: „Kehrſt du ſo zurück mein Freund,
Iſt dies das Ende meiner Herzensqual?"
Laut in den Lüften ſchallt mein Klagelied:
„Soll dies das Ende, dies das Ende ſein?"

Und wieder eil' ich pfeilgeſchwind zum Kiel
Und flattre um den Helm und dann zurück
Zur heil'gen Urne hin und nehme wahr,
Daß eine Stunde ich verträumt.

XIII.

Er, der die jüngſt verlorne Gattin ſieht
Im Traum, und da er ſie umarmen will,
Umſonſt den zweifelsbangen Arm ausſtreckt,
Weint bitt're Thränen, ſo wie ich ſie weine

Um den Verluſt, der Tag für Tag mir neu.
Mein Herz vermißt das Herz, das Kraft ihm lieh.
Wo warmer Händedruck den Redeſtrom
Erſchloß, herrſcht Stille, bis auch ich einſt ſtill.

Ich wein' um den Gefährten meiner Wahl,
Welch Schreckensbild im Wort: er lebt nicht mehr.
Das inniglich geliebte Menſchenherz —
Ein Geiſt, kein warmer Hauch, der leibt und lebt.

Komm' Zeit, und lehre mählich mich verſtehn,
Daß alles dies kein leeres Traumbild iſt,
Denn ſeltſam ſcheint jetzt alles um mich her.
Zum Weinen ſind' ich Muße immerdar,

Und Phantaſie hat nun zum Fluge Zeit,
Um auszuſpähn die Segler auf dem Meer,
Als ob ſie brächten fremdes Kaufmannsgut
Und nicht die bürdevolle Trauerlaſt.

XIV.

Und käme das Gerücht vom Port,
Daß du noch heute nah'ſt dem Land,
Dann eilt' ich an den Meeresſtrand
Und ſäh' dein Boot vor Anker dort;

Säh' wie entlang dem Brette ſchmal
Die fremde Schaar ans Ufer ſteigt,
Der Freund dem Freund die Hände reicht,
Ich ſtünd' gebannt, ein Bild der Qual.

Und ſtiege plötzlich er ans Land,
Der Mann, der mir ein Halbgott ſchien,
Und reichte ſeine Hand mir hin
Und frög' nach Freund und Hausesſtand;

Erzählte ich ihm meinen Gram,
Wie mich der Kummer faſt verzehrt',
Und fände er, der zugehört,
Dies alles wohl höchſt wunderſam,

Und ſäh' ich ſtaunend deutlich klar
Den Freund, den lieben, leibhaft nah
Und daß ihm nichts zu Leid geſchah:
Mich dünkte es nicht ſonderbar.

XV.

Dort, wo der Tag verſinkt, hebt ſich ein Sturm.
Er bricht herein, er heult mit Ungeſtüm,
Reißt von den Bäumen ab das letzte Blatt,
Und in den Lüften flattern wild die Kräh'n.

Es ächzt der Wald, die Waſſer wirbeln auf,
Es pfercht die Herde ſich in Hürden ein.
Und wild geſchleudert auf den Thurm und Baum,
So zucken Sonnenſtrahlen durch die Welt.

Und ſpräche eine inn're Stimme nicht,
Daß ſanft der Kiel hingleitet auf der Flut,
Die klar ſich breitet wie das flüſſ'ge Glas,
Ich trüge kaum die laute Wuth des Sturms,

Der rings die kahlen Aeſte ſeufzen macht.
Und dennoch flößt die Furcht mir Zweifel ein,
Die wilde Unraſt, von dem Schmerz genährt,
Verſenkt ſich ganz in jenes Wolkenbild,

Das dort ſich hoch und immer höher hebt
Und aufwärts zieht das ſchwer gedrückte Herz,
Und um den trüben Weſt ſich hochauf thürmt
Wie Feſtungswall, von Feuersglut umſäumt.

XVI.

O welche Worte ſind's, die mir entfloh'n?
Unraſt und Ruhe der Verzweiflung — wie?
Die beiden fänden Raum in einer Bruſt?
Iſt denn der Schmerz ſo voller Wankelmuth?

Wie? könnt' es ſein? Nur ſcheinbar nähm' er auf
Den Unbeſtand von Sonnenſchein und Sturm,
Und wüßt' ſo wenig von der flücht'gen Form
Im Innerſten als wie der tiefe Grund

Des See's vom Schatten einer Lerche weiß,
Der auf den ruhig glatten Spiegel fällt?
Oder traf das Schickſal mich ſo ungeſtüm
Und hart, wie eine Klippe in der Nacht

Die kleine Barke trifft, die haltlos ſchwankt,
Dann ſtumm hinabſinkt in den Meeresgrund?
Und wäre meine Denkkraft ſo entgleiſt
Wie auch die Kenntnis meines eignen Selbſt,

Daß ich im Aberwitz was alt und neu
Fantaſtiſch menge, und was falſch und wahr
Erhelle mit dem gleichen Geiſtesſtrahl
Und alles ſchaue ohne Plan und Sinn?

XVII.

Du naheſt, vielerſehnte Barke,
Gelenkt von einem günſt'gen Wind,
Auch mein Gebet war ſolch ein Odem,
Dich herzuwehen leis und lind.

Mein Geiſt ſah durch die Fluth dich ſtreichen,
Im hochgewölbten Himmelslicht,
Wie langſam ach! die Tage weichen,
Bring ſeine Aſche, ſäume nicht.

Mein Segen wird dich ſtets begleiten,
Ein helles Licht, das nie verglimmt;
Er ſoll bei Tag und Nacht dich leiten,
Ein Stern, der deinen Pfad beſtimmt.

Wenn Stürme toben, ſteure immer,
Du heilige Barke, unverſehrt,
Ich bete, daß der Sterne Schimmer
In dunkler Nacht zu dir ſich kehrt.

Ihn trugſt du — dir will ich vertrau'n
Als einem hehren Heiligthum;
Sein liebes Selbſt werd' ich nicht ſchauen,
Bis mein verwaiſtes Loos iſt um.

XVIII.

Ein ſchwacher Troſt, daß Deine Aſche
Im heimathlichen Boden ruht;
Als Veilchen zart mag ſie erblühen,
Als Roſe roth wie Liebesgluth.

Ein ſchwacher Troſt, daß hehre Weihe
Den Frieden Deinem Grabe giebt;
Daß rings die wohlbekannten Namen
Der heim'ſchen Flur, die Du geliebt.

Kommt, reine Hände, helft mir tragen
Sein Haupt, das nur zu ſchlafen ſcheint,
Ihr reinen Herzen helft mir klagen,
Andächtig im Gebet vereint.

Und ſelbſt noch jetzt, ach! könnt ich's geben,
Ich ſänke an die treue Bruſt,
Und haucht' ihr ein mein eig'nes Leben,
Den letzten Glimmer Daſeinsluſt.

Doch ich muß dulden, muß vertrauen,
Daß mich der Kummer ſtark ſein lehr',
Er wahrt' Dein Bild; ich kann's nicht ſchauen,
Er wahrt Dein Wort; ich hör's nicht mehr.

XIX.

Die Donau gab dem Severn Strome
Das liebe Herz, das nicht mehr wallt;
Nun liegt's am grünen Strand gebettet,
Wohin der Gruß der Brandung ſchallt.

Dort fließt ein Bach; zweimal im Tage
Tränkt ihn das Meer mit ſalz'ger Fluth,
Alsdann verſtummt ſein leiſes Murmeln,
Und ringsum alles ſchweigt und ruht.

Er regt ſich nicht, er ſcheint zu ſchlummern,
So lautlos wie mein tiefſtes Leid,
Wenn Thränen faſt mein Herz erſticken,
Und mir der Schmerz nicht Worte leiht.

Und fällt die Fluth: dann murmelt wieder
Der Bach die alte Melodei,
Und ebbt zurück die Wucht der Sorge,
Mein Lied erklingt dann wieder frei.

XX.

Der mild're Schmerz, der Worte findet
Und ſich in leiſen Seufzern wiegt,
Iſt wie ein Diener in dem Hauſe,
Worin der Herr im Sarge liegt.

Leicht iſt der Schmerz, der den Gefühlen
Mit Thränen freien Ausdruck giebt:
„Wo find' ich einen Herrn wie dieſen,
Den ich ſo inniglich geliebt?“

So geht es mir, wenn leis und linde
Ein Wort des Troſtes mich erweckt,
Doch giebt's auch einen tiefern Kummer
Und Thränen von dem Eis bedeckt.

Es ſitzen Kinder an dem Herde,
Das Haus gleicht einer kalten Gruft,
Im Froſt erſtarrt der warme Athem,
Geſpenſter flattern durch die Luft.

Nichts löſt vom dunklen Bann die Zungen,
Das Haus iſt öd' und freudeleer;
Sein Platz iſt frei; rings flüſtert's leiſe:
„Er war ſo gut; — er iſt nicht mehr!"

XXI.

Ich ſchnitt den Halm von ſeinem Grabe
Und formte ihn zur Flöte ſacht,
Ihm gilt mein Lied als Opfergabe,
Ich lieh ihm der Gefühle Macht.

Vielleicht, wenn es die Menſchen hören,
Wird einer meinen: „Es iſt nicht gut,
Es wird die Schwäche nur vermehren,
Es untergräbt den Mannesmuth.“

Ein Andrer ſagt: „So laßt ihn ſpielen,
Er herzt und koſt ſein Weheleid,
Er ſtrebt wohl nach dem Lob der Vielen,
Die würdigen Beſtändigkeit.“

Ein Dritter ruft: „Sind dies die Zeiten,
So aufzugeh'n in ſeinem Schmerz?
Schau ringsum, wie die Völker leiden
Und Throne ſchwanken allerwärts.

„Wie darf man feig in Gram zerfließen,
Wo Wiſſen ſolchen Sieg erringt,
Und alle Welten ſich erſchließen,
Der Geiſt bis zu den Sternen dringt.“

Wie unnütz eure Zungen wettern:
Ich ſinge, weil ich ſingen muß.
Fragt nur, weßhalb die Lerchen ſchmettern,
Ihr Lied iſt himmliſcher Erguß.

Die eine ſingt mit lauter Note,
Die Jungen flogen flügg' zumal,
Die and're klagt als Trauerbote,
Weil man die Liebſten all' ihr ſtahl.

XXII.

Du trauter Pfad, den ich mit ihm durchſchritt,
Wie viel des Schönen haſt du uns gezeigt!
Vier Jahre ſah'n wir kommen — geh'n:
Die Saat, die Blüthe, Erntezeit und Schnee.

Wir fanden unſern Schmuck in Feld und Wald,
Wie ihn die Flur und wie der Wald ihn bot,
Und froher Sang erheiterte das Herz;
Wir waren luſtbeſeelt von Lenz zu Lenz.

Doch wo zum fünften Mal im Herbſt ſich ſenkt
Der Pfad; (der Zukunft ſchritten wir
Mit hoffnungsvollen Schritten zu), dort ſaß
Der Schatten, der mit blaſſer Furcht uns ſchreckt,

Der jäh zerriß den ſchönen Freundſchaftsbund,
Den dunkel kalten Mantel that er auf,
Er hüllte Dich in ſeine Falten ein,
Und ſchloß auf ewig Deine Lippen zu.

Er trug Dich hin, wohin mein Blick nicht reicht,
Ich kann nicht folgen, eilt' ich noch ſo ſchnell.
Ich wähn', daß irgendwo im öden All
Der Schatten weilt und meiner harrt.

XXIII.

Manchmal von Bangigkeit und Sorgen ſtumm,
Manchmal beſeelt von mächt'ger Sangesluſt,
Zum nachtumhüllten Schatten ſchleiche ich,
Dem Schatten, der zu jeder Glaubensform

Den Schlüſſel wahrt. Ich ſchleiche hin allein,
Allein, bis oftmals meine Kraft verſagt.
Dann ſchau' ich auf die Bahn, die hinter mir
Und auf den langen, langen Pfad vor mir.

Und rufe: ach! wie anders iſt als ſonſt
Ringsum das Land; kein Blatt war früher ſtumm,
Als aus den herrlichen Gefilden noch
Des heitern Feldgotts frohe Stimme klang,

Als eine Hand die andere noch geführt
Und Phantaſie die Phantaſie erhob,
Als ein Geiſt ſich am anderen geſtärkt,
Eh' er dem Wort Geſtalt und Ausdruck lieh.

Auf unſerm Weg war alles ſchön und gut,
Gut, alles was der Lauf der Zeit uns gab,
Geheimer Lenzes-Zauber wallte froh
Durch unſer raſches jugendliches Blut.

Und weiſe Lehren auf Argiv'ſchen Höh'n
In göttlich ſüßen Liedern offenbart,
Die einſt erklungen in Arkadien,
Wir ſangen ſie auf heimathlicher Flur.

XXIV.

Und war denn meine Zeit der Wonne
So ganz vollkommen rein und klar?
Zog nicht um früh'ste Morgenſonne
Heimtückiſche Geſpenſterſchaar?

Wär' alles gut und ſchön hienieden,
Die Erde wär ein Wunderland,
Wohin wir blicken, keinen Frieden,
Seitdem die Zeit, die goldne, ſchwand.

Iſt es die trübe, bange Stunde,
Die das verlor'ne Glück verklärt,
Woran das Herz, das kranke, wunde,
Mit doppeltem Verlangen zehrt?

Leiht dem Vergang'nen nicht die Ferne
Den ungetrübten Glorienſchein?
Wie jene weltentrückten Sterne
So ſcheint es uns von Schlacken rein.

XXV.

Es war das richtige Geleiſe,
Worauf wir ſchritten Seit' an Seit';
Wohl gab es Arbeit; gleicherweiſe
Auch bürdevolle Müdigkeit.

Doch ich ertrug' ſie ohne Klagen,
Mich hoben Fittige fürwahr.
Ich liebte meine Laſt zu tragen,
Weil Liebe mein Bedürfniß war.

Ich bangte niemals zu ermüden,
Hilfreiche Liebe war zur Hand;
War allzu Schweres mir beſchieden,
Er war's, der mir zur Seite ſtand.

XXVI.

Mein Leidenspfad will ſich nicht klären,
Doch eine inn're Stimme ſpricht:
Sei ſtark, du mußt die Welt belehren,
Die Zeit beſiegt die Liebe nicht!

Wenn jenes Aug', das Herzensgüte
Und Schuld abwägt im Weltenall,
Das längſt ſchon vor der Zeit der Blüthe,
Ja vor dem Keim ſieht den Verfall;

Wenn jenes Aug' nicht wahres Streben
Erſpähte in der Lebensfluth,
Gleichgiltig für das höh're Leben
Wie für die wahre Herzensgluth:

Dann, ehe noch die Höhen glühen,
Eh' noch erwacht der junge Tag,
Möcht' ich zum dunklen Schatten fliehen,
Der mich verbärg' vor eigner Schmach.

XXVII.

Den Menſchen kann ich nicht beneiden,
Der niemals edlen Zorn empfand;
Den Hänfling, der in Haft geboren
Die grünen Wälder nie gekannt.

Auch nicht die zügellose Bestie,
Die frei im Feld der Zeiten schweift,
Und dem Gefühl des Rechts zum Hohne
Gewissenlos nach allem greift;

Noch den, der sein Geschick kann loben,
Wiewohl er Wahrheit nie erstrebt,
Und nie von höh'rer Kraft gehoben,
Im sumpf'gen Pfuhl der Trägheit lebt.

Weit höher steht — wohl darf ich's sagen,
Wiewohl der Gram mein Herz durchwühlt:
Wer einst geliebt und jetzt muß klagen,
Als wer die Liebe nie gefühlt.

XXVIII.[1]

Es naht der Christnacht heil'ge Stunde,
Die Silbernebel wallen sacht,
Der Mond ist trüb' und still die Nacht,
Nur Glockenklang in weiter Runde.

[1] Erster Christabend nach dem Tode des Freundes.

Vier Stimmen aus vier Dörfern klein,
Der Ton ſchwillt voll und voller her;
Doch ſo wie einſt klingt er nicht mehr,
So zauberhaft, ſo ſilberrein.

Auf Windesflügeln ſchwebt der Schall,
Und ringsum weckt er Wiederhall:
Glück und Friede den Menſchen all,
Friede und Glück im weiten All.

Ich ſuchte Ruh', doch träumt' ich ſchwer,
Und bin voll Gram und Leid erwacht,
Und wünſchte, daß mein Lauf vollbracht,
Eh' ich die Glocken wieder hör'.

Doch feſſelte mich ihr Geläut',
Sie ſtärkten einſt das Knabenherz;
Nun wecken ſie ſtatt Freude Schmerz —
Die Glocken froher Weihnachtszeit.

XXIX.

Wohin wir unſ're Schritte lenken,
Hält überall der Kummer Wacht,
Und wer im Haushalt wagt zu denken,
Wie feiern wir die heil'ge Nacht?

Er, der mit ſeinem heitern Weſen
Mit Spiel uns und Geſang beſeelt',
Der unſer Alles iſt geweſen,
Das Feſt iſt da, der Theu're — fehlt.

Ihr ſchmückt mit Laub, dem immergrünen,
Die kalten Kirchenſäulen aus;
Ihr hofft mit Kränzen Gott zu dienen,
Bekränzt damit auch unſer Haus,

Wo die ergrauten Diener glauben,
Es zieme ſich der heit're Brauch.
Warum die Freude ihnen rauben?
Nur kurze Zeit: ſie ſchwinden auch.

XXX.

Wir zitterten, als wir bekränzten
Mit Immergrün den Weihnachtsherd;
Wie rings die Luft von Regenwolken
War uns das Herz von Gram beſchwert.

Wir ſpielten in den alten Hallen
Die alten Spiele ſonder Ruh;
Umſonſt! Uns Allen war zu Muthe,
Als ſäh' ein ſtummer Schatten zu.

Wir hielten ein: die Buchen ſtöhnten,
Ein Wind fuhr durch das froſt'ge Land:
Wir ſah'n uns an mit ſtarren Blicken
Im ſtummen Kreiſe — Hand in Hand.

Wir haben muthig uns bezwungen
Und ſtimmten an den frohen Sang,
Den *er* gedichtet und geſungen;
Wie ungeſtüm er nun erklang!

Doch bald verſagten uns die Stimmen,
Und Sehnſucht ſchlich ſich in die Bruſt;
„Sie ſchlummern," ſagten wir „in Frieden."
Und Thränen floſſen unbewußt.

Drauf ſangen wir aus tiefſter Seele:
„Die uns entriſſen, ſterben nicht,
Unwandelbar bleibt ihre Liebe,
Sie ſchau'n auf uns voll Zuverſicht:

„Von ird'ſchem Wankelmuth geläutert,
Hebt ſich die Seele hoch empor
Und flammt von Sphäre auf zu Sphäre,
Es fällt im Fluge Flor um Flor."

Brich an, du weihevoller Morgen,
Laß, Vater, ihn im Oſt erglüh'n,
Und laß die Hoffnung wieder leuchten,
So klar, als da zuerſt ſie ſchien!

XXXI.

Als Lazarus, entſtiegen ſeiner Gruft,
Zurück im Hauſe der Maria war,
Ward dies gefragt — ob er wohl hat erſehnt
Zu hören, wie ſie jammerte am Grab?

„Wo warſt du, Bruder, dieſe bange Zeit
Da dich der Tod umhüllt?“ — Die Antwort fehlt.
Wenn ſie uns Aufſchluß gäb', was Sterben heißt,
Um wie viel größer wär' das Wunder dann?

Es trafen ſich die Nachbarn nah und fern,
In allen Straßen ſcholl der Jubellaut,
Und von der Freude weihevoll verklärt
Erſtrahlte hell des Oelbergs Purpurſaum.

„Den Menſchen ſchaut, von Chriſtus auferweckt.“
So heißt's — nichts weiter wird uns offenbart;
Kein Wort von ihm — ob wohl ein Etwas ſchloß
Des Jüngers Lippen, der die Botſchaft ſchrieb?

XXXII.

Ihr Auge ſtrahlt ein ſtumm Gebet;
Nur ein Gedanke iſt ihr nah:
Daß wiederum ihr Bruder da,
Und Er — ſein Retter, vor ihr ſteht.

Die Liebe ſchlägt im Herzen laut,
Da aus des Bruders Angeſicht
So inniglich die Liebe ſpricht,
Und ſie das wahre Leben ſchaut.

Die Freude rein und ſonnenklar,
Verſcheuchet jedes Zweifels Pein,
Sie ſalbt des Heilands Füße ein,
Netzt ſie mit Thränen treu und wahr.

Heil ihm, deß' Leben ein Gebet,
Von höchſter Liebe ganz erfüllt,
Ein Glück in ſeinem Innern quillt,
Das ſtets ſich mehrt und nie vergeht.

XXXIII.

Der du nach Sturm und Drang auf Höhen ſtehſt,
Wo, wie es ſcheint, die Lüfte reiner weh'n,
Und einen Glauben hegſt, der Gutes wirkt,
Wiewohl er ſich zu keiner Form bekennt:

Wenn deine Schweſter betet, ſtör' ſie nicht,
Laß ihr den Jugendhimmel ungetrübt,
Und wo ein Herz mit ſich in Frieden lebt,
Da halte jeden Hauch des Zweifels fern.

Ihr gläubig Herz iſt wie das deine rein,
Nur hilfsbereiter iſt ſie durch die Form;
Geſegnet ſei das heil'ge Fleiſch und Blut,
Woran ſie eine ew'ge Wahrheit knüpft.

Der du in der Vernunft dein Heil erblickſt
Und dich dem inneren Geſetz vertrauſt,
Schau, daß du ſelber niemals irre gehſt,
Vielleicht, weil dir ein ſolches Vorbild fehlt.

XXXIV.

Mich ſollt' mein irdiſch Leid belehren,
Es muß das Leben ewig ſein,
Sonſt wär' die Erde eine Wüſte,
Und was da iſt, nur Staub und Schein;

Bizarre Schönheit — alle Sonnen,
Die Blüthezeit — ein nichtig Spiel
Gleich einer Dichtung, die erſonnen
Gewiſſenlos und ohne Ziel.

Was wäre Gott für meinesgleichen?
Und was beſtimmte meine Wahl?
Weßhalb um etwas zu erreichen,
Ertrüg' ich willig Schmerz und Qual?

Es flattert kraft geheimen Zaubers
Der Vogel ein in Drachenſchlund:
So wär's am beſten ſich zu ſtürzen
In düſter leeren Schöpfungsgrund.

XXXV.

Und flüſterte aus dunklem Grabesſchooß
Vertrauensvoll uns eine Stimme zu:
Die Wangen ſchrumpfen ein, der Leib zerfällt
In hoffnungsloſen Staub geht auf der Menſch,

So ſagte ich: „Und dennoch harr' ich aus
Und kämpfe, heil'ge Liebe, deinethalb,
Damit du, Herrlichſte, nicht untergehſt."
Doch wied'rum anderſeits vernähm' mein Ohr

Der heimathloſen Meerfluth dumpf Gedröhn',
Der Ströme Schwall, der langſam oder ſchnell
Fortreißt aeon'ſche Höhn, um aufzubauen
Mit ihrem Staube eine neue Welt.

Die Liebe ſeufzte bang: „Ach jener Schall,
Der von dem ſeelenloſen Strande kommt,
Ertödtet meine Sanftmuth mehr und mehr,
Den Tod vor Augen bin ich halb ſchon todt.

Was nützen, ach! die eitlen Klügelei'n?
Erſchauten wir von Anbeginn den Tod
Als Tod, erſtanden wär' die Liebe nicht,
Und ihre Wirkſamkeit beſchränkte ſich

Nur auf ein launenhaft geknüpftes Band,
Sie wär' ſatyrenartig nur beſorgt
Um unſer leiblich Wohl und ſonnte ſich
Mit fettem Wanſte träge auf der Flur.

XXXVI.

Wiewohl die ew'ge Wahrheit wogt und webt
Geheimnißvoll in unſern Herzen tief,
So blickt doch ehrfurchtsvoll die Welt auf Ihn,
Der ſie zur Scheidemünze ausgeprägt;

Denn Weisheit nahm der ſchwachen Kraft ſich an,
Wo's nackte Wort der Wahrheit fruchtlos blieb,
Indeß ſie, einem Gleichniß einverleibt,
Leicht durch die niedern Pforten ſchreiten kann.

Das Wort ward Athem, das mit Händen ſchuf,
Im Prachtgewande der vollkommnen That,
Ein wahrhaft Credo wie noch keines war;
Kein Geiſt der Dichtung, der an Kraft ihm gleicht.

Und leſen kann der Schlichteſte das Wort,
Ob er den Acker pflügt, das Haus erbaut,
Die Grube gräbt, ob er das Steuer lenkt
Um das Korallenriff in Sturm und Nacht.

XXXVII.

Urania ſpricht mit finſtern Blicken:
„Was plauſchſt du hier, wo du ſo klein?
Weit rein're Prieſter, größ're Geiſter,
Die dieſem Glauben ganz ſich weih'n.

„Verlaſſe nicht dein heimiſch Bächlein,
Auf deinem Parnaß wandle du,'
Im Schatten ſtiller Lorbeerbäume
Dort träume hin in ſüßer Ruh'."

Drauf Melpomene, meine Göttin,
Scham auf den Wangen zaghaft ſpricht:
„Nicht würdig bin ich, daß ich rede
Von deinem hehren Himmelslicht;

„Denn ich bin eine ird'ſche Muſe
Und meine Kunſt iſt winzig klein,
Mein Lied, es will die Liebe preiſen,
Mein Lied, es ſoll mein Balſam ſein.

„Ich dachte ach! des theu'ren Todten
Und ſeiner Worte göttlich rein,
(Denn was er ſagte, war mir theuer
Wie Sterbenden der Altarwein,)

„Ich redete vom Troſt der Wahrheit,
Den uns die heil'ge Botſchaft leiht,
Und ſäumend auf dem Pfad des Meiſters,
Hat ſeinen Kult mein Lied entweiht."

XXXVIII.

Ich wandle weiter matt und müd'
Dieweil die Monde kommen, gehn,
Ach, nichts will meine Luſt erhöh'n,
Kein Purpurſaum am Himmel glüht.

Wie fahl erſcheint der Lenz mir jetzt,
Mich labt nicht mehr ſein Jubellied,
Doch ſchwacher Troſt in's Herz mir zieht,
Wenn mich mein Liebesſang ergötzt.

Wenn Liebe noch für dieſen Stern
In Geiſtern lebt, die ſchon befreit,
Die Lieder, die ich dir geweiht,
Erfreuen dich, du hörſt ſie gern.

XXXIX.

Dich Todtenwächter, alte Eibe,
Dich ſchüttle ich von ungefähr;
Aus deinem düſtern Innern ſteigen
Fruchtbare Dünſte rings umher.

Traumloſe Häupter hältſt umſchlungen;
Doch gold'ne Stunde naht auch dir,
Wenn Blume ſich an Blume ſchmieget,
Deckſt du dich auch mit neuer Zier.

Was trauerſt du an Modergrüften
Und heuchelſt vor ein frommes Leid?
Das junge Grün ſchmückt deine Wipfel —
Bald mehrt es deine Düſterheit.

XL.

O könnten wir der Geiſter denken,
Wenn ſie der ird'ſchen Haft entrückt,
Wie einer Maid am frohen Tage,
Wenn Gürtel ſie und Schleier ſchmückt,

Und gute Wünſche ſie begleiten
Da ſie verläßt das traute Heim,
In ihren Augen Abſchiedsthränen
Und glückbeſeelten Sonnenſchein,

Dieweil der Vater bangen Blickes,
Das Mutteraug' mit Thränen heiß
Nach letztem Kuß ſie ſcheiden ſehen;
Ihr öffnet ſich ein neuer Kreis,

Wo ſie nun wirken muß und ſchaffen
Mit Händen und mit Herzen rein,
Denn ſie auch fügt nun neue Bande
Dem großen Bund der Menſchheit ein.

Gewiß, auch Du, in jenem Leben
Beſtelleſt eine ew'ge Saat,
Nach deinen Kräften mußt Du ſchaffen
Unſterblich hohe Himmels-That;

Doch jene Trennung wie verſchieden!
Wie wird es licht am alten Herd,
Wenn Nachricht von dem jungen Weibe
Den würd'gen Eltern wird beſcheert,

Und kehret ſtolz die junge Gattin
Mit ihrem Kind ins Heim zurück,
Die einſt geweint: die alten Herzen,
Verjüngen ſich am jungen Glück.

Wir Beide aber ſeh'n uns nimmer,
Bis mich erfaßt die dunkle Hand,
Ich wandle auf den alten Pfaden
Und Du in Sphären unbekannt.

XLI.

Eh' uns das Schickſal grauſam hat getrennt,
Erhob ſich frei und freier allezeit,
Wie Leichtres aus dem Gröbern ſich erhebt,
Dein Geiſt, wie Altarfeuer, himmelwärts.

Ein unerforſchbar Etwas biſt Du nun.
Und meinem Blick entſchwand, wie nun Dein Geiſt
Von einer Stufe auf zur andern ſteigt:
Ich bin nicht mehr Genoſſe Deines Thuns.

O Wahn! der in mir tobt! O könnt' ich doch
Dem ſchwachen Willen ſtarke Schwingen leih'n
Und über Licht und Leben mich erhöh'n,
Zu meinem Freunde flög' ich blitzesſchnell.

Wiewohl nur ſelten meine Seele bebt
Vor jenem Schauder, den der Todt erregt,
Noch vor dem Abgrund, der darunter klafft
Und dem Geſtöhn' der pflichtvergeſſ'nen Schaar;

So faßt mich dennoch oft, wenn's Abendroth
Das Moor umſäumt, ein Zweifel eiſig kalt
Und raunt mir unbarmherzig in das Ohr:
„Nie wieder werdet ihr Kamraden ſein."

Und ob ich auch mit höchſtem Geiſtesdrang
Das Wunder faſſen möcht', das Dich erreicht,
Du bleibſt doch immerzu in Ewigkeit
Ein ganzes Menſchenleben mir voraus.

XLII.

Es wird mein Herz vom Wahn nicht frei,
Dir iſt dein Freund gar weit voran,
Einheit des Ortes ſchuf den Wahn,
Daß ich ihm ebenbürtig ſei.

Auch jetzt iſt ſein der höh're Pfad,
Ihn lieb' ich wieder inniglich,
Sein ſtarker Geiſt, er leite mich,
Daß in mir reife edle That.

Nichts, was ſo ſchön das Leben macht,
Was ſo das Menſchenherz erhebt,
Als wenn es nach der Liebe ſtrebt,
Weil ſie die Wahrheit ihm gebracht.

XLIII.

Wenn wirklich Tod und Schlaf dasſelbe wär',
Und, von dem Tod berührt, verſchlöſſe ſich
Der Menſchengeiſt, ſo wie die Blume ſanft
Am Abend ihre Blüthenkrone ſchließt;

Dann, unbekümmert um die flücht'ge Zeit,
Könnt er des Körpers ledig fortbeſtehn
Und wahrte, wie die Blume ihre Pracht,
So alle Spuren der Vergangenheit;

Der Menſch verlöre nichts; gebettet läg'
Im blumenreichen Seelengarten ſtumm
Der Geiſterkronen blattumhüllte Pracht:
Seit ihrem Urbeginn die ganze Welt.

Und ſeine Liebe blieb ſo voll und rein,
Als da er mich auf Erden hier geliebt;
Und wenn einſt tagt der Allerſeelenlenz,
Dann wiederum erwachte auch ſein Geiſt.

XLIV.

Was mag das Loos der Seeligen wohl ſein?
Auf Erden hier zu Höh'rem reift der Menſch;
Doch er vergißt die Tage vor dem Erdenſein,
Weil Gott die Pforten der Erinn'rung ſchloß.

Es ſchwand ſamt Ton und Farbe jene Zeit;
Doch blitzt aus angehäuftem Sinnenſchatz
Vielleicht ein zauberhafter Strahl uns zu,
Und Keiner ahnt, woher er rührt.

Und im harmoniſch-reichen Zeitenlauf,
(Wenn ſo der Tod aus Lethe's Quellen ſchlürft,)
Mag dort in Deinen ew'gen Sphärenhöh'n,
Ein irdiſcher Hauch anklingen an Dein Ohr.

Vernimmſt Du ſolchen träumeriſchen Klang,
So denk' zurück und zweifle nimmermehr:
Mein guter Engel iſt Dir nah, er ſpricht zu Dir
Und trägt Dir meine Herzensbotſchaft zu.

XLV.

Der Säugling jüngſt zum Himmelslicht erweckt,
Hat in der Zeit, da ſeine zarte Hand
Umſpannt die kleine Welt der Mutterbruſt,
Nie den Gedanken „dies bin Ich" gehegt.

Doch wie er wächſt, begreift er mehr und mehr,
Und trennt ſein Ich von dem, was ihn umgiebt,
Und lernt „Ich bin nicht das, was ich erſchau,
Bin anders als die Dinge, die ich greife."

So bildet er ſich zum beſondern Geiſt,
Woraus ſich die Erinn'rung klären mag,
Wie auch die äußere Form, die ihn umhüllt,
Die Sonderprägung ſeines Selbſts beſtimmt.

Zu ſolchem Dienſt iſt wohl der Körper da,
Sein Daſein wäre ohne Ziel und Zweck,
Müßt, wenn der Menſch der Todtengruft entſteigt,
Er wieder lernen, um ſich zu verſtehn.

XLVI.

Der Pfad, den wir hienieden wandeln,
Drauf Roſen und drauf Dornen ſteh'n,
Wird von der Gegenwart beſchattet,
Daß wir nicht ſäumend rückwärts ſehn.

Im Jenſeits aber deckt kein Schatten
Den Blick in dieſes ird'ſche Thal,
Und alles, was einſtmals geweſen,
Liegt klar vor uns im hellen Strahl.

Klar liegt vor uns das ganze Leben:
Fruchtbarer Stunden ſtille That,
Friedlicher Tage gold'ne Ernte
Auch unſ'rer Liebe ſchöne Saat,

Wie winzig klein war ihre Dauer,
Wie kurz ihr Pfad, wie eng ihr Raum!
Doch, Liebe, ſieh! den Stern dort glühen,
Wie warm er ſtrahlt von Saum zu Saum!

XLVII.

Daß Jeder, der ein Einzelweſen ſcheint,
Sich dreht im Kreis und einſt abſtreifen wird
Den Umriß ſeines Selbſts, um aufzugeh'n
In einem allgemeinen Seelenmeer,

Dünkt mir ein Wahn unſchön und haltungslos:
Die ew'ge Form, ſie ſondert immerdar
Die Eigenart der ew'gen Seele ab;
Ja, wir erkennen uns beim Wiederſeh'n;

Und ew'ge Wonne wird dann unſer ſein;
Wenn Einer ſich des Glücks des Andern freut.
Wo iſt ein Traum, der ſo gewaltig nährt
Die Liebesgluth hienieden? Sie fürwahr

Sucht noch auf ſteilſten Höhen einen Halt,
Um, eh' die Geiſter in das All verwehen,
Zu jubeln laut in voller Seelenluſt:
„Leb wohl! Im Glanz des Lichts vergehen wir.“

XLVIII.

Hofft' ich mit Schmerzensmelodien
Die ſchweren Zweifel zu bemeiſtern,
Fürwahr ſie flößten Abſcheu ein
Den ernſtgeſtimmten edlen Geiſtern.

Doch ſolch ein Ziel erſtreb' ich nicht,
Erlöſt aus tiefſten Grames Schlingen,
Die kleinen, trüben Zweifel nur
Will ich in Dienſt der Liebe bringen.

Es ringt mein Kummer mit dem Wort,
Will höherem Geſetz genügen,
Es dünkt ihm Frevel, dünkt ihm Spott,
Mit Klängen nur ſich zu begnügen.

Auch ſtreb' ich nicht nach mächt'gem Sang,
Nur leiſe hauchen meine Lippen,
Den Schwalben gleich, die ſchnellen Flugs
Vom Strom der Thränen flüchtig nippen.

XLIX.

Wie ſich das Licht auf dem erregten See,
In mannigfache Strahlenſpeere bricht:
So wirke Kunſt, Natur und Wiſſenſchaft
In buntem Spiele wechſelnd auf mich ein.

Die kleinſte Geiſteswelle rauſche ſacht,
Die Phantaſie, ſie woge leicht und frei,
Die ärmſte Weiſe hauche ihren Hauch,
Daß ſich der trübe Spiegel kräuſelnd klärt.

Mit eignen Augen ſchau und ſchreite feſt!
Doch tadle nicht die Lüfte, deren Hauch
Das ſcheinbar tändelnde Gewoge bricht
Und mit den zarten Schattenlinien ſpielt.

Tief unter der erträumten Welt von Furcht
Und Hoffnung liegt der Kummer eingeſenkt,
Und wo das Leben wurzelt, insgeheim,
Wogt unaufhörlich eine Thränenfluth.

L.

O ſei mir nahe, wenn ich ſchwanke
Und wenn mein Blut ſich krankhaft ſtemmt,
Damit mein Wille nicht erkranke
Und nicht die Lebensräder hemmt.

O ſei mir nahe, wenn mein Glaube
Durch ird'ſche Qualen ſinkt und ſinkt,
Eh' mich die Zeit mit ihrem Staube,
Die Lebensfurie, ganz bezwingt.

O ſei bei mir, wenn mein Vertrauen
Erliſcht, und ich muß Weſen ſeh'n,
Die ſich die kleinen Zellen bauen,
Die ſtechen, ſingen und vergeh'n.

O ſei bei mir, wenn meinen Händen
Das Schwert entfällt im Lebensſtreit,
Und mich die ew'gen Sonnen blenden
Am Saume der Unendlichkeit.

LI.

Erſehnen wir in Wirklichkeit zurück
Die theuern Freunde, die der Tod geraubt?
Flößt der Gedanke uns nicht Schrecken ein:
Geheime Flecken berge jedes Herz?

Er, deſſen Lob ich immerzu erſtrebt,
Und deſſen Tadel tief in's Herz mir drang,
Er ſollte meine innern Flecken ſeh'n
Und mich drum minder lieben als zuvor?

Unwahre Furcht, die dir das Grab einflößt:
Wär' Liebe — Liebe ohne Zuverſicht?
In dir, erhab'ner Tod, muß Weisheit ſein;
Die Todten mögen tief ins Herz mir ſchau'n.

O ſeid uns nah im Abgrund und auf Höh'n!
Ihr nehmt gleich Gott die flücht'gen Stunden wahr,
Ihr prüfet ſie mit anderm Blick als wir,
Damit ihr Nachſicht an uns Allen übt.

LII.

Dich lieben, wie ich ſollte, kann ich nicht.
Denn Liebe iſt ein Widerſtrahl des Blicks,
Und meine Worte ſind wie flücht'ger Schaum,
Der aus den gährenden Gedanken ſprüht.

„Doch tadle nicht dein kummerſchweres Lied,"
So ſprach darauf der Liebe treuer Geiſt,
„Von deiner Seite banneſt du mich nicht,
Kein menſchlich Fehl kann je mir Unrecht thun.

Was feſſelt feſt und treu den Menſchengeiſt
An jenes Ideal, das ihn bewegt?
Welch ein Geſetz? — Sündloſe Jahre nicht,
Die unter Siriens Himmel er durchlebt.

Drum traure nicht wie eine ſchwache Maid,
Weil unſer Leben voller Mängel iſt.
Verharre! denn auch deine Ernte kommt,
Die aus der Schale holt den reifen Kern."

LIII.

Gar Mancher, der es toll getrieben
Und jung den Freudenkelch geleert,
Iſt nun, umringt von ſeinen Lieben,
Ein Vater, den mit Recht man ehrt.

Und dürfen wir zu denken wagen:
Hätt' dieſer ſich nicht ausgetobt,
Sein braches Feld hätt' kaum getragen
Die Ernte, die man preiſt und lobt?

Wer wollt' als wahr den Satz begründen,
Daß wüſtes Leben uns erhöht,
Wer wollte ihn der Menge künden,
Die all'zeit ſich im Kreiſe dreht?

Scheid' ſtreng, was gut, laß nie vom Rechten,
Daß nicht die Gotteslehre frei
Als Kupplerin den Höllen-Mächten
Auf loſe Weiſe dienſtbar ſei.

LIV.

Wir hoffen, daß die böſen Triebe
Der ſündhaft ſchwankenden Natur,
Daß bange Zweifel, bittre Leiden
Uns lenken auf die rechte Spur.

Daß nichts auf Erden zwecklos wandelt,
Kein Leben jemals ſich verliert,
Um nutzlos in den Staub zu ſinken,
Wenn Gott den Bau einſt ausgeführt;

Daß zwecklos wird kein Wurm zertreten,
Kein Falter je umſonſt vergeht,
Daß Alles wirkt zu Nutz und Frommen,
Damit ein Beſſeres erſteht.

Denn ſieh! Wir wiſſen nichts hienieden:
Mich ſtärke ſtets die Zuverſicht,
Für Alle tagt in weiter Ferne
Nach langem Winter warmes Licht.

Doch was ich bin? — In dunkler Kammer
Ein banges Kind, ein Träumer nur;
In Worte hüllt es ſeinen Jammer,
Es ſehnt ſich nach des Lichtes Spur.

LV.

Der Wunſch, das Leben als ein Heiligthum
Noch über's Grab hinaus gewahrt zu ſeh'n,
Weiſt er nicht hin auf Etwas in der Bruſt
Was unſere Gottesähnlichkeit bezeugt?

Iſt Gott in Widerſtreit mit der Natur,
Daß ſie mit böſen Träumen uns erſchrickt
Und nur die Gattung zu beſchützen ſucht,
Doch um das Einzelleben unbeſorgt?

Und wenn ich tiefer blicke in ihr Reich,
Und ſehe wie verſchwenderiſch ſie ſchafft,
Wie oftmals nur ein Samenkorn gedeiht,
Wo fünfzig ſie verkommen läßt:

Dann ſchwanke ich, wo ich einſt ſicher ſchritt,
Und falle, von der Sorgenlaſt erdrückt,
Hin vor die Altarſtufen dieſer großen Welt,
Die durch das Dunkel führen auf zu Gott;

Des Glaubens ſchwache Hände ſtreck' ich aus,
Durchwühle Staub und Spreu aufs gratewohl,
Und rufe an, was ich als Gottheit fühle,
Und traue zaghaft höhrer Zuverſicht.

LVI.

Wie ſorgſam ſie die Gattung ſchützt! Nicht doch!
Sie ruft von Höhen ſteil, aus Schachten tief:
„Wie viele tauſend Arten ſchwanden ſchon,
Ich liebe nichts, und Alles wird vergeh'n.

„Dein banges Herz, es fleht zu mir. Vernimm:
Ich bringe Leben, bring' den Tod: dein Geiſt,
Er iſt der Athem nur: mehr weiß ich nicht."
Und wie — ihr letztes Werk — ſcheinbar ſo ſchön,

Wie? — Er — der Menſch, aus deſſen Blicken klar
Ein ſo erhab'nes Lebensziel geſtrahlt,
Er, der im Nordland Pſalmen angeſtimmt,
Der furchtlos fromm zum Tempel ſchuf ſein Herz,

Der Gott vertraut, daß er die Liebe ſei
Und ſich vor ihr als Grundgeſetz des Alls
Gebeugt, obgleich Natur den Wahn verhöhnt
Mit Lefzen und mit Krallen blutgefärbt,

Der unaufhörlich für die Liebe litt,
Der für die Wahrheit und Gerechtigkeit
Gekämpft — er ſoll verweh'n im Wüſtenſand,
Aufgeh'n in Staub und Lehm? Er wär'

Ein Ungeheuer nur, ein Traum? Sonſt Nichts.
Ein Mißklang. Drachen ungeſtaltet, roh,
Die ſich mit gift'gem Schleim im Sumpf beſprüh'n:
S i e wären ſein harmoniſch Gegenbild.

Wie unnütz, öde, unſer Aller Sein!
Was flößt mir Hoffnung ein, was giebt mir Muth?
Ach ſpräche Deine Stimme Troſt mir zu!
Kein Lichtſtrahl, der den Nebelflor durchdringt.

LVII.

Verlaß die Gruft, mein Freund, und gehe!
Zu irdiſch klingt dein Trauerſang.
Komm', folge mir! du thuſt i h m wehe
Mit dumpfen Tönen wirr und bang.

Wie blaß du biſt! Von hinnen weiche!
Ich folge, doch mein Herz bleibt hier,
Gebettet gut iſt ſeine Leiche,
Ich bin nun nutzlos für und für.

Ich höre ſtets zu allen Stunden,
Der Sterbeglocken Wehelaut:
Die ſchönſte Seele iſt entſchwunden,
Die jemals in die Welt geſchaut.

Abſchiedsgeläute hör' ich dröhnen
Wo ich auch bin zu jeder Zeit,
Und „Ave, Ave, Ave" tönen:
Leb' wohl, leb' wohl in Ewigkeit.

LVIII.

Mit dieſen Klagen ſagt' ich Lebewohl;
Dumpf wie das Echo ſchallt in einer Gruft,
Und hohl, wie wenn das Waſſer tropfenweis'
In Katakomben ſickert, klang mein Wort,

Und plan- und zwecklos ſtörte es die Ruhe
Der Menge, die da leichten Herzens lebt,
Sich kaum bewußt, daß ihrer einmal harrt
Ein Sterbetag und eine dunkle Gruft.

Die ernſte Muſe rief: „Was kränkeſt du
Mit bittern Thränen deine Brüderſchaar?
Verweile, harre länger bei mir aus,
Weit edler dann erklingt dein Abſchiedsgruß.“

LIX.

Willſt du, o Trauer mit mir leben,
Dich mir wie eine Gattin weih'n,
Zum Buſenfreunde mich erheben,
So, wie ich's will, mir dienſtbar ſein?

Willſt du aus Fieberglut mich retten,
Wie eine Braut mir huldreich ſein,
Und deiner Stirne Falten glätten
Und mich begeiſtern wahr und rein?

Die Glut in mir wird nie verſiegen,
Ein Etwas ſchürt ſie immerdar,
Doch manchmal möcht' mein Herz ſich ſchmiegen,
An eine Freundin treu und wahr.

Wir wollen nimmermehr uns trennen,
Ich ſchmücke dich mit Sonnenlicht,
Die Welt ſoll Dich nicht wieder kennen,
Selbſt deinen Namen nenn' ich nicht.

LX.

Es ſchied von mir der Edelſte der Welt,
Ihn liebte ich und lieb' ihn immerzu,
Wie eine arme Maid aus niederm Stand
Den Mann von Rang und Adel innig liebt;

Der aber weiter lebt in ſeinem Kreis,
Indeß ein ärmlich Loos ihr Herz beklemmt,
Voll Neid auf Alle, die dem Einen nah'n,
Voll Eiferſucht, weiß ſie auch nicht auf wen.

Ihr Dörfchen ſcheint ihr aller Freuden bar,
Sie klagt und ſeufzt den lieben langen Tag,
Sie findet keinen Troſt im Tagewerk,
Ihr iſt das elterliche Haus verhaßt.

Die nachbarlichen Tölpel kommen — geh'n,
Und necken ſie, ſo ſchwindet Tag um Tag;
Sie ſeufzt des Nachts: „Wie thöricht iſt mein Wahn,
Daß er mich, armes Weſen, wirklich liebt!"

LXI.

Wenn ſich in lichtern Sphären dort
Dein Geiſt, von ird'ſcher Laſt befreit,
Im Kreis der Weiſeſten ergeht,
Die einſt die Blüthe ihrer Zeit;

Wenn Du auf mich herab dann ſchauſt,
Wie ſcheine ich gering und klein,
Ein winziges Gewächs der Nacht,
Erſchöpft und bleich von Qual und Pein.

Doch blicke mild auf unſern Stern,
Denn er auch gab Dir Lebenslicht,
Und ſo wie ich liebt Dich kein Geiſt,
Selbſt unſ'res Shakſpeare's Seele nicht.

LXII.

Doch wenn ein Auge matt und trüb
Unluſt in Dir erwecken mag,
Dann wie ein Märchen, das verklingt,
Verwehe meine Liebespein;

Und Du, fürwahr, Du gleichſt dem Mann,
Der allzujung mit froher Luſt,
Geliebt ein Herz nicht ſeiner werth,
Doch jetzt in einer andern Welt

Den Geiſt, den ebenbürt'gen freit,
Indeß die alte Leidenſchaft
Erſtarb und nur ein Lächeln noch
Im Anblick höhern Lichtes weckt.

LXIII.

Das Mitleid für ein müdes Roß,
Die Liebe für den treuen Hund
Entwürd'gen nie ein Menſchenherz,
Wie hoch das Ziel, wonach es ſtrebt.

Und ich bin ſo viel mehr als ſie,
Wie Du vielleicht mehr biſt als ich,
Und dennoch heg' ich Mitgefühl,
Und ſchütze ſie vor Schmerz und Qual.

So magſt du meine Thränen ſeh'n,
Indeß nach ewigem Geſetz,
Du kreiſeſt in dem weiten All,
Um tief're Tiefen, höh're Höh'n.

LXIV.

Blickſt Du zurück auf das Vergang'ne,
Wie ein erkor'ner Geiſtesheld,
Der in den früh'ſten Jugendjahren,
Als Knabe ſchlicht gebaut das Feld,

Dann, angeregt von hohem Willen,
Die Schranken der Geburt durchbricht,
Durch Sturm und Wetter ohne Zagen,
Siegreich mit ſeinem Unſtern ficht,

Und dann durch ſeine Geiſtesſtärke
Im Staate hoch und höher ſteigt,
Sich als des Volkes wahrer Führer
Und als des Thrones Stütze zeigt.

Der auf den Gipfelpunkt gekommen,
Auf den Zenith des Glücks geſtellt,
Als Leitſtern ſeinem Volke leuchtet,
Als Ideal der ganzen Welt;

Und der nun, müde von der Arbeit,
Ein Stündchen manchmal müßig ruht,
Und ſieht im Halbtraum ſeine Heimath,
Verklärt von der Erinn'rung Gluth,

Und hört die heim'ſchen Bäche rauſchen,
Die wonneſam ihn oft gekühlt,
Dort, wo er mit den Dorfkam'raden
Im dunklen Drang den Held geſpielt,

An ſeiner Seite den Gefährten,
Der heute noch die Pflugſchar lenkt,
Und oft ſich fragt in Ruheſtunden:
„Ob mein der alte Freund noch denkt?“

LXV.

„Zu koſtbar iſt der Schatz der Liebe,
Kein Saatkorn darf verloren geh'n,“
So ſing' ich laut im Weltgetriebe,
Wenn wilde Wetter mich umweh'n.

Den Troſt hab' ich mir vorgeſungen,
Wenn bange Zweifel mich gequält'
Bis ich dem Geiſte abgerungen
Die Zuverſicht, die mich beſeelt:

Die Freundſchaft, die wir hier geſchloſſen,
Hat allzeit meine Kraft erhöht,
So mag in Dir auch keimen, ſproſſen
Was ich in Deinen Geiſt geſäet.

LXVI.

Euch wundert's, daß mein ſchwer erkranktes Herz,
Vom Gängelband der Phantaſie geführt,
Im Kreis der Frohbeherzten heiter wird,
Wie der, der ſich an kleinſten Dingen freut.

Der Schatten, der mein Daſein hat umflort,
Der mir die finſtre Nacht in's Herz geſenkt,
Hat mich gelehrt mit Menſchen freundlich ſein,
Wie Einer, der ſein Augenlicht verlor,

Der nun von fremder Hand ſich leiten läßt,
Und gern im Freundeskreiſe ſcherzt und lacht,
Er nimmt die Kleinen ſpielend auf den Schooß
Und ſtreicht mit zarter Hand ihr Lockenhaar.

Er wiegt ſich ſanft im Stuhl und ſchlägt den Takt;
Dieweil er träumt vom Glanz des Himmeldoms,
Strahlt hell in ſeiner Bruſt der lichte Tag,
Wiewohl die dunkle Nacht ihn ſtets umhüllt.

LXVII.

Wenn auf mein Bett das ſtille Mondlicht ſcheint,
Dann wird, ich weiß, die Stätte, wo Du ruhſt,
Von einem zauberhaften Schein erhellt,
Im Weſten dort, beſpült vom Meeresarm.

Dein weißer Marmor leuchtet durch die Nacht,
Und langſam ſchleicht der klare Silberſtrahl
Entlang den Lettern Deiner Grabesſchrift,
Die kündet Dein Geburt- und Sterbejahr.

Und allgemach verweht der Glorienſchein,
Und auch von meinem Pfühl ſchleicht weg der Mond,
Es fallen meine müden Augenlider zu,
Ich ſchlafe, bis die Morgenröthe ſchwand.

Ich weiß, dann zieht ein Morgennebel ſacht,
Ein duftig zarter Flor, von Strand zu Strand,
Und in der dunkeln Kirche geiſterhaft,
Im Morgengraueu, blinkt Dein Leichenſtein.

LXVIII.

Wenn auf das Lager ſinkt mein müdes Haupt,
Hält Schlaf, des Todes Bruder, mich in Bann,
Doch kennt der Schlaf den Zwillingsbruder nicht;
Nie träume ich, daß Dich der Tod geraubt.

An Deiner Seite ſchreit' ich, wie zur Zeit,
Wo thaufriſch noch ein jeder Pfad geblinkt
Und jeder Morgenhauch ein Jubelruf
Zum Auferſtehungsfeſt des Tages war.

Doch wie wird mir? Mein Schlaf wird unruhvoll.
Blickt nicht Dein Auge bang und ſorgenſchwer?
Ich weiß nicht, weßhalb mich Dein Blick betrübt,
Der Traum enträthſelt mir die Frage nicht.

Doch eh' die Lerche noch im Aether ſchwebt,
Erwache ich — die Wahrheit wird mir klar —
Dir hat der wirre, ſchlafbethörte Sinn
Den Kummer meiner Jugend zuertheilt.

LXIX.

Mir träumt', nicht wieder kehr' der Frühlingshauch,
Und daß Natur die alte Kraft verlor,
Die Straßen wären voller Froſt und Rauch,
Und Jeder ſtünde ſchwatzhaft an dem Thor.

Da floh ich aus den Straßen toll und laut,
Fand einen Wald voll dornigem Geſträuch,
Ich nahm die Dornen, flocht ſie um das Haupt
Und trug ſie einer Bürgerkrone gleich.

Und jung und alt, ein Jeder, der mich ſah,
Sie Alle überluden mich mit Hohn,
Und üb'rall ſprachen ſie, ob fern ob nah,
Vom dummen Menſchen mit der Dornenkron'.

Der Eine ſchilt mich Narr, der Andre Kind,
Nachts naht ein Engel hehr mit lichtem Glanz,
Er ſpricht ganz leis, ſein heller Blick war lind,
Er ſieht mit Lächeln meinen Dornenkranz,

Er hebt die Hand, umſtrahlt vom Himmelslicht,
Und jede Dorne grünt zum Blatt ſofort.
Die Stimme war des Kummers Stimme nicht,
Doch ſchwer verſtändlich war ſein Wort.

LXX.

Verſucht mein geiſtig Aug' Dein Bild zu ſchau'n,
So ſeh ich Deine Züge niemals klar,
Verſchwommen ſcheinen ſie und nebelhaft,
Und hohle Larven ſtarren ringsumher;

Gewölk ſteigt auf geſpenſterhaft gethürmt,
Ein Pfuhl, der bald ſich öffnet, bald ſich ſchließt,
Geſtalten fahl und Hände warnungsvoll
In luſtig ſchattigem Gedankenreich;

Und Schaaren drängen ſich aus Pforten weit,
Mit Wangen abgezehrt und faltenreich,
Und dunkle Maſſen feige, bang und wirr,
Seh' ich an grenzenloſem Strande ruh'n,

Bis plötzlich willenlos in meiner Bruſt
Ein wunderbarer Zauberklang ertönt,
Und durch ein Gitter meiner Seele ſchaut
Dein holdes Antlitz, das mir Ruhe beut.

LXXI.

Du Schlaf, dem Wahnſinn und dem Tod verwandt
Und der Verzückung — logſt mir in der Nacht
Als gegenwärtig das Vergang'ne vor: —
Durch's ſonn'ge Frankreich unſ're Wanderſchaft.

Hat dir die Seele ſolch' Vertrauen geſchenkt?
So miſche dreifach ſtark den Schlummerſaft,
Betäub' in mir den blinden, bittern Gram,
Damit ich mich des vollen Glücks erfreu',

Und laß uns wieder reden ſo wie einſt,
Vom Geiſt der Zeit, vom Werden und Vergehn,
Und wie das Schickſal ſeltſam wirkt und ſchafft,
Derweil wir wieder wandern, ſo wie ehedem,

Entlang dem Waldesſaum des breiten Stroms,
Vorbei an Höh'n, und ſtolzer Schlöſſer Pracht,
Vorbei am Fall, der unter Brücken brauſt
Und Wogen wirft mit wilder Wuth.

LXXII.[1]

Erſtehſt du ſo, O Morgen, ſchwarzumgraut?
Mit wildem Heulen ſtürmſt du in dein Reich,
Wie naſſe Peitſchen auf den Scheiben klirrt's,
Vor deinem Grolle bebt die Pappel bleich.

Du Tag, der mich mit Schmerz und Leid gekrönt,
Der ſolche ſchwere Bürde auf mich lud,
Der Gift geſenkt in jeden Blüthenkeim
Und ausgelöſcht der Sonne Pracht und Gluth.

Die Schmerzensſtunde naht, du kündeſt ſie
Voll Grimm. Die Roſen zittern, tragen kaum
Der kalten Regengüſſe ſchwere Laſt,
Maßlieb, erſchrocken, ſchließt den Purpurſaum.

[1] Dieſes Gedicht bezieht ſich auf den erſten Todestag des Freundes, den 15. Sept. 1833.

Und ſtiegſt du heiter auf im fernen Oſt,
Und hauchteſt Zephirlüfte weich und mild,
Und würfeſt anmuthsvoll entlang den Höh'n
Ein luftig Schattenſpiel — es blieb dein Bild

Für mich ſo freudelos und kalt wie jetzt,
Du Tag der Schuld, der ſich ſo ſchlimm bewährt,
Der vor der Zeit abſchoß den Todespfeil
Und *ihn*, der Schöpfung ſchönſtes Werk, zerſtört;

Vollende unbarmherzig deinen Lauf,
Löſch' aus mit Wolkendunſt den Morgenſtern,
Verwüſte rings die Früchte auf dem Feld
Und ſchleud're Aeſte in die Lüfte fern,

Erreiche deine düſt're Mittagshöh',
Wuthſchnaubend, unheilsvoller Greueltag,
Eil' deinem freudeloſen Ziele zu,
Verberge deine Miſſethat und Schmach.

LXXIII.

So viele Welten — Welch ein Thatenfeld!
Was liegt nicht im Bereich der Möglichkeit!
Wie wenig noch vollbracht! Und Du warſt ſtark,
Wer weiß, wozu Dich das Geſchick beſtimmt.

Der Ruhm verblich, den ich vorausgeſeh'n;
Dein Haupt ward mit dem Lorbeer nicht gekrönt.
Ich fluch' nicht der Natur, auch nicht dem Tod;
Denn Nichts hienieden vom Geſetze weicht.

Wir ſchwinden hin. Der Pfad, den Jeder ging,
Wie bald wird er von Unkraut überdeckt.
Wo gäb's für Menſchenthaten einen Ruhm
In alle Ewigkeit? Ihn kennt nur Gott.

Du leeres Ruhmgeſpenſt, verwehe ganz,
Indeß die Seele freudig ſich erhebt,
Und immerzu die inn're Kraft vermehrt,
Für eitlen Glanz des Namens oft verbraucht.

LXXIV.

Das Aug', das lang und liebevoll
Ins Antlitz eines Todten ſchaut,
Nimmt wahr, was nie zuvor es ſah,
Wie ſehr er einem Ahnen gleicht.

Und jetzt, da Deine Wangen kalt,
Erkenn' ich, Theurer, was Du biſt:
Dem höheren Geſchlecht verwandt,
Den Würdigen des Althertums.

Mehr aber noch gewahre ich,
Und was ich ſeh', ſprech' ich nicht aus;
Es hat die dunkle Hand des Tods
Dein Antlitz ſchönheitsvoll verklärt.

LXXV.

Mein Lied will nicht Dein Lob verkünden,
Es iſt mein Troſt in Noth und Pein,
Die Wucht und Wahrheit meines Kummers
Soll Deines Werthes Maßſtab ſein.

Wo iſt der Dichter, der die Dinge
Mit ſeinen Worten wahrhaft deckt,
Und der Dein Bild, ſo wie's geweſen,
Mit ſeelenvollem Sange weckt?

Ich möcht' in dieſen flücht'gen Tagen
Nicht Töne ſingen, die vergeh'n,
Und welche nur mit ſchwachem Odem,
Um Dich zu preiſen, Staub aufweh'n.

Dein Lorbeer welkte ſchon am Strauche;
Die Menſchen, hier im Sonnenſchein,
Erfreu'n ſich nur an dem Vollbrachten,
Doch läßt ſie kalt, was könnte ſein.

So wird man hier Dich nimmer rühmen,
Doch fern, wohin kein Menſch kann ſehn.
Was Du dort je wirſt wirken müſſen,
Man wird es loben, Dich erhöh'n.

LXXVI.

Breit aus die Schwingen deiner Phantaſie!
Und blitzſchnell wende hin dein Angeſicht
Dort, wo der ſternbeſäte Himmelsraum
Ein funkelnd Meer von Nadelſpitzen ſcheint.

Der Zukunft wende deine Blicke zu,
Nimm wahr, wie ſchnell das Zeitliche verfällt,
Und ſieh! ſchon lange iſt dein Lied verſtummt,
Eh' noch die Eibe abgedorrt und welk.

Und wenn auch währt der Völker Frühgeſang,
Der einſt hienieden hat die Nacht verſcheucht,
Schon längſt verklungen iſt dein eignes Lied,
Eh' halb der Eiche Lebenszeit verging.

Eh' fünfzigmal der Lenz die Eiche ſchmückt,
Sind deine Lieder längſt verweht,
Wo ſind ſie einſt, wenn jene Eichen nichts
Als morſche Hülſen hohler Thürme ſind?

LXXVII.

Was hoffet Der vom Lied der Gegenwart,
Der ſcharfen Geiſtes denkt an *das*, was je
Die Menſchheit hat geſungen und vollbracht,
Und ſieht, wie Alles mit der Zeit vergeht?

Dies Büchlein voll von Schmerzensmelodie'n
Mag einſtmals für den Einband nützlich ſein,
Vielleicht lockt eine Maid damit ihr Haar,
Es mag auch ſein, wenn tauſend Monde um,

Daß ſich's ein Bücherwurm im Trödelkram
Beſieht — er ſchlägt juſt eine Seite auf,
Und lieſt vom längſt durchlebten Liebesleid.
Kein Menſch kennt mehr den Dichter, der's beſang.

Allein, was thut's? Begleiten ſoll mich doch
Auf dunklen Lebenspfaden der Geſang.
Aushauchen den Verluſt iſt mehr denn Ruhm,
Der Liebe Ausdruck leihen mehr denn Lob.

LXXVIII.[1]

Wir flochten wiederum das Grün
Zur heil'gen Nacht am ſtillen Herde,
Vom Schnee bedeckt war rings die Erde
Und ruhig ſchlich der Abend hin.

Das Julholz flammte im Kamin,
Es zog kein Lüftchen durch die Flur
Doch jedes Ding verrieth die Spur,
Daß etwas Liebes ſchwand dahin.

Auch heute ohne Raſt und Ruh,
Wie früher, ſangen, tanzten wir,
Wir ſtellten Bilder dar voll Zier
Und ſpielten Ball und blinde Kuh.

Kein Aug' vom Schmerz war angeweht,
In keinem Blick war Leid zu ſeh'n,
Kann Gram ſo ganz in Nichts vergehn,
Daß weniger als nichts beſteht?

[1] Zweite Chriſtnacht nach dem Tode des Freundes.

Iſt's wahr, daß ganz der Gram erliegt?
Nein — im Geblüte räthſelhaft
Dort immerzu er weiter ſchafft,
Die Thränenquelle nur verſiegt.

LXXIX.

„Ich liebte keinen Bruder ſo wie Dich" —
Zürn' nicht darob, Du edles Bruderherz!
Ich kenne Dich, und weiß wie hoch Du ſtehſt,
Und daß die höchſte Liebe Dir gebührt.

Doch Du und ich wir ſind von gleicher Art,
Uns hat Natur mit gleicher Form gemünzt,
Dieſelben Bilder hat die Heimathsflur
In Deinem und in meinem Geiſt geprägt;

Für Dich und mich derſelbe kühle Bach
Hat murmelnd ſich geſchlängelt durch den Gau,
Dasſelbe Säuſeln in der Dämmerung
Hat Dir und mir vom Glanz der Welt erzählt.

Dieſelbe Bruſt hat liebend uns genährt,
Dieſelben Dinge lernten wir vereint,
Eh' noch die Kinderlocken ſchwarz und braun
Um Brauen gleichgeſtaltet ſich gefärbt.

Was Du beſitzeſt, das beſitz' auch ich;
Doch e r war reich, wo ich gar arm nur war,
Was innig ich erſehnte, gab er mir,
Ungleiche Schätze zogen mich zu ihm.

LXXX.

Regt ſich der Wunſch in mir: ach hätte mich
Der heil'ge Tod, bevor er Arthur rief
In's kühle Grab gebettet und mein Aug',
Da es noch thränenlos, mit Staub gedeckt!

Dann malt die Phantaſie das ſchwere Leid
Sich aus, das mein Verluſt in ihm erzeugt:
Ein grenzenloſes Leid, und wie er dennoch
Mit Gott und mit der Welt in Frieden lebt.

Sein Bild ſteht dann vor mir: ſein mildes Wort
Klingt an mein Ohr, ich ſeh', wie er mit Muth
Die Bürde ſeiner Trauerwochen trägt,
Und wie er auch Gewinn aus ihnen ſchöpft.

Was ich ihm zugetraut, befreie mich;
Ihr einflußreichen todten Hände, reicht,
Ein Beiſpiel ungewohnt, vom Grab zu mir,
Heilt meinen Kummer und verleiht mir Troſt.

LXXXI.

Könnt' ich wohl ſagen, als er noch bei mir:
„Nun wird ſich meine Liebe nicht erhöh'n,
Nun iſt ſie zur Vollkommenheit gedieh'n,
Nun ſteht ſie da gereift, in voller Pracht?"

Verſprach die Zukunft reicheren Gewinn:
Wo fänd' ich denn das Ende für mein Leid?
Das quälende Geflüſter drückt mein Herz:
„Du hätteſt mit der Zeit ihn mehr geliebt".

Drauf ſpricht der Tod ein Wort des Troſts mir zu:
„Mein raſcher Froſt war plötzlicher Gewinn,
Zur vollen Reife brachte er die Frucht,
Die ſonſt die Gluth des Mittags erſt gewährt.“

LXXXII.

Nicht darum ſtreit' ich mit dem Tod, weil er
Die Formen und das Antlitz wüſt entſtellt;
Kein niedres Leben, dem der Leib im Grab
Verfällt, flößt meinem Glauben Schrecken ein.

In ew'gen Stufengängen aufwärts ſchwebt
Von Sein zu Sein der freigewordne Geiſt,
Was ihn umhüllt, iſt nur ein morſch Gerüſt,
Die Chryſalide, die er von ſich ſtreift.

Auch groll' ich nicht dem Tod, weil er geraubt
Der Erde, was ſo ſchön und edel war,
Ich weiß, daß anderswo der Menſchenwerth
Zur ſegensreichern Blüthe ſich erſchließt.

Ich zürn' dem Tod nur einzig und allein,
Weil er den Groll in meinem Herzen ſchürt,
Er hat uns beide nun ſo weit entrückt,
Daß Keiner mehr des Andern Wort vernimmt.

LXXXIII.

O Zeit, beſchleun'ge deinen Lauf!
Die Sehnſucht wächſt in meiner Bruſt.
Du ſüßer Frühling wache auf
Und gieb mir neue Lebensluſt.

O komme bald und bring' herbei
Des Wonnemondes Lieblichkeit,
Wär's möglich, daß im ſchönen Mai
Das Herz ſich wiegt im Weheleid?

O würz' die Luft mit Veilchenduft,
Laß Narziß, Orchis, Nelken blüh'n,
Goldregen ſchwebe in der Luft,
Maaßliebchen ſchmück' das Raſengrün.

Du ſäumſt und ſäumſt, du Wonnezeit,
Und auch der Gram ſäumt im Gemüth,
Er ſprengte gern das eiſ'ge Kleid,
Um aufzugeh'n im freud'gen Lied.

LXXXIV.

In müß'gen Stunden oft erſinne ich,
Was Dir im Leben hier beſchieden war;
Ich ſtell' mir vor Dein wachſendes Geſtirn:
Die Mittagshöhe wie den Abendglanz.

Und dann, vom Glück gekrönt, ſtehſt Du vor mir
Und ſtrahleſt Licht und Wärme ſonnengleich
Auf alle Zweige Deines Bluts: im Wort
Im heitern Blick, im Kuß und Händedruck.

Und mir auch ſtünden Deine Sproſſen nah;
Nur kurze Zeit, Du hätteſt heimgeführt
Aus unſerm Haus die Schweſter, Deine Braut,
Die Schaar der Kleinen hätten frohbeherzt

Den Namen Onkel ſüß mir zugelallt:
Doch jenes unbarmherzige Geſchick,
Das aus den Myrthen die Cypreſſen ſchuf,
Hat grauſam jede Hoffnung ausgelöſcht.

Die nie das Licht erblickten, ſehe ich
In freud'ger Luſt, am nie erhellten Herd.
Ich fröhne ihren kleinen Wünſchen gern,
Und necke, küſſe ſie und nenn' ſie mein.

Ich bin der ſtets willkomm'ne Gaſt, dem Du
In das Gefild der Dichtung freudig folgſt,
Mit dem die höchſten Dinge Du beſprichſt
Und geiſtvoll ſcherzeſt beim geſell'gen Mahl.

Indeſſen was Du mannhaft ſchaffſt und wirkſt,
Im weiten Kreis neidlos geprieſen wird,
Und hinter goldnen Bergen ſchwindet ſanft,
Vom ſüßen Glück beſeelt, ein jeder Tag,

Der wiederum auf gold'nen Morgen weiſt. —
Die ſegensreiche Zeit mehrt Deine Kraft,
Und führt Dich immerzu auf höhern Pfad
Und zur Verehrung und zum Silberhaar.

Bis ausgebraucht ſein irdiſches Gewand
Der Geiſt, der reichlich ſeinen Zweck erfüllt,
Und noch der Welt Gedankenſchätze ſchenkt,
Eh' ſich vom Erdenband die Seele löſt.

Auch ich ſtünd' dann an meines Lebens Ziel,
In Lieb' und Leid mit Deinem eng verknüpft,
Vereint mit Dir, in Seelenbrüderſchaft,
Zum dunklen Ufer ſchwebten wir.

Wir ſtünden endlich an dem ſel'gen Ziel,
Und Er, der einſt im Heil'gen Lande ſtarb,
Er reichte glorreich uns die milde Hand
Und nähme uns als Eine Seele auf.

O ſchwaches Rohr, an das ich mich gelehnt!
Weßhalb, o Phantaſie, blickſt Du zurück
Unſteten Blicks, und weckſt die alte Qual
Und tilgſt Zufriedenheit im erſten Keim?

LXXXV.

Im tiefſten Schmerz hab' ich's erfahren,
Daß der auf Erden höher ſteht,
Der einſt geliebt und jetzt muß klagen,
Als wer die Liebe nie gefühlt.

Du, Freund, der ſtets ſich treu erwieſen
In Wort und That, auch Du ſuchſt Troſt,
Denn ſchweres Leid hat Dich getroffen;
Du fragſt, wie ich das meine trug,

Und ob Vertrau'n zu höhern Mächten
Im Leid ſich mindert oder mehrt,
Und ob die inn'ge Freundesliebe
Erſchöpft hat meine Liebeskraft.

Was Du erfragſt mit lautern Lippen,
Halb mahnungsvoll mit ſanftem Wort,
Entlockt dem Herzen Dir ergeben
Den offenkundigſten Beſcheid.

Mein junges Blut, es wallte freudig,
Bis jene Trauerbotſchaft kam,
Daß ſanft berührt von Gottes Finger
Auf immer er ſein Auge ſchloß.

Die Brüderſchaar der hohen Geiſter,
Auf ew'gen Thronen über uns,
Umringte ihn an goldner Pforte,
Nahm ihn mit freud'gem Willkomm auf,

Und führte ihn zum heil'gen Lichte,
Und zeigte ihm im klaren Born
Das Wiſſen, das den Erdenſöhnen
Sich in Aeonen offenbart.

Doch ich blieb hier: muthlos und bange,
Mein Blick war trüb, unſtät mein Geiſt,
Auf öden Pfaden ſchritt ich weiter,
Durch Alles rings an ihn gemahnt.

O Freundſchaft, brüderliches Streben,
Du Liebesglut, die uns erhöht,
Du furchtlos heil'ge Kraft der Seele,
Du weihevoll gekrönter Geiſt!

Wer wüßte ſo wie ich zu ſagen,
Was unſern Willen ſtärkt und ſtählt,
Damit wir um das Edle kämpfen
Getreu und furchtlos bis zum Tod.

Was auch die Zukunft mir mag bringen,
Wiewohl verlaſſen, fühl' ich ſtets,
Es wirkt ſein Geiſt in meinem Geiſte:
Sein Leben lenket meinen Pfad.

Ein Leben, das die Muſen ſchmückten,
Sie liehen ihm der Worte Macht:
Den höchſten Geiſt, die höchſte Liebe —
Er einte ſie zum ſchönſten Klang.

Und meine Leidenſchaft, ſie wahrte
Mich vor der niedern, ſchwachen That,
Umſchwebte mich als Bild des Troſtes,
Beſänftigte mein bittres Loos.

Der Dichtergeiſt, der innre Kämpfe
Mit Luſt und Liebe oft gekämpft, —
Den jähen Schlag hat er gebrochen,
Auf's ganze Leben ihn vertheilt.

Nun ſchlagen meine Pulſe wieder
Für Freunde, die ich einſtmals traf,
Unwandelbar will ich gedenken
Der Hoffnung, die den Menſchen hebt.

Um Deine Liebe will ich werben,
Entflieh'n dem Gram, der ein Vergehn
Doch nimmer von der Freundſchaft laſſen,
Die mannhaft hat beſiegt die Zeit,

Und die ſie ferner wird bemeiſtern
Als unvergänglich, ſonder Furcht:
Dem Druck der Jahre wird ſie trotzen,
Bewahren ihre alte Kraft.

Doch wenn im Lenz die Bäche ſchwellen,
Wenn auf dem Fluß der Sommer ſtrahlt,
Und wenn im Herbſt in ſchrillen Tönen
Im Waldrevier die Krähe krächzt,

Und jeder Lufthauch auf den Fluren
Der mich umweht bei Tag und Nacht,
Für ihn, den Freund im ſtillen Grabe,
Die alte Liebe wieder weckt,

Dann hör' ich ſeine Stimme flüſtern
Aus ſtillen Sphären vorwurfsvoll:
„Sei ſtark und laß dein Weheklagen,
Und ſuche einen andern Freund.

Ich ſehe dich vom ſtillen Strande,
Es reicht herauf zu mir dein Geiſt;
Doch ach! das Menſchenwort, das ſüße,
Verbindet uns nun nimmermehr."

Ich frage: „Trüben ird'ſche Wolken
Der Freien ſternenklaren Blick,
Regt ſich in Dir, befreit vom Schmerze
Ein Mitgefühl für meinen Schmerz?"

Und ich vernehm' darauf ein Flüſtern:
„Dies zu ergründen wird mir ſchwer.
Ich ſchwelge in dem ſüßen Glücke,
Dem heitern Ausgang alles Seins."

So red' ich oftmals mit den Todten,
So, dünkt es mich, ſpricht er zu mir,
So ſpielt der Kummer mit Symbolen
Und labt ſich an der Phantaſie.

Ich folge einem feſten Ziele,
Bewußt, das Endliche vergeht,
Daß, was ſich liebt, ſich wiederfindet.
Drum, Freund, vergieb mir mein Gefühl,

Wenn ich, wiewohl ich treu Dich liebe,
Dir offenherzig muß geſteh'n,
Auf Niemand könnt' ich übertragen,
Was einſt mein Herz für ihn gefühlt.

Doch wer, der unabläſſig wahrte
Gelübde goldner Jugendzeit:
Den heil'gen Bund des keuſchen Herzens,
Den erſte Lieb' und Freundſchaft ſchloß?

Allein mein Herz, vom Gram beklommen,
Das in der Einſamkeit ſtets denkt
An die geſellig ſchönen Stunden,
Doch nimmer ſeine Schritte hört, —

Die Liebe aus vergang'nen Tagen,
Die Wittwenſchaft genügt ihm nicht,
Es lechzt nach ſüßen Harmonien,
Nach neuem Leben, das erwärmt.

So nimm die unvollkommne Gabe,
Die Primel, die im Herbſt erblüht;
Zwar nicht ſo ſchön als die des Lenzes,
Erquickt ſie dennoch Aug' und Herz.

LXXXVI.

Du milder Weſt nach Sturm und Regen,
Wehſt her aus prächt'gem Abendglüh'n,
Hauchſt würz'ge Düfte allerwegen,
Schwebſt leiſe durch die Lüfte hin,

Und ſäuſelſt weg den Dunſt, den grauen,
Von Moor und Wald, von Wieſ' und Flur,
Nur auf der Bucht iſt noch zu ſchauen
Des ſchwarzen Wetters letzte Spur;

O hauche weg von meinen Wangen
Die brennend heiße Fiebergluth,
Die Leiden auch, die zweifelsbangen,
Die untergraben meinen Muth,

Daß ſich das Herz kann wieder heben
Zu jenen Purpur-Höhen fern,
Wo Frieden flüſternd Geiſter ſchweben,
Dort um den hellen Abendſtern.

LXXXVII.

Ich ſchritt entlang der hohen Schule,
Darin ich einſt ein Jünger war;
Ich ſchlenderte durch's alte Städtchen,
Sah überall die frohe Schaar

Der Schüler. In den alten Hallen
Hört' ich der Orgel lauten Schall,
Der bunten Scheiben Heil'genbilder
Erzitterten vom Widerhall.

Ich hört' vom Fluß den fernen Jubel
Der Ruder gleichgemeſſ'nen Schlag;
Ich ſchritt entlang den Silberweiden,
Vorbei an manchem duft'gen Hag;

Dann über'n Fluß, vorbei an Linden
Der Wohnung zu, die ſein einſt war:
Dieſelben alten grauen Räume,
Wie anders ſtellten ſie ſich dar,

Ein fremder Name an der Thüre,
Ich zögerte betroffen, bang,
Ich hörte Lärm und Gläſerklirren,
Ein wildes Toben, drauf Geſang,

Dort, wo wir einſt, ein Kreis von Freunden
Mit freiem Wort und edlem Schwung
Die Kunſt, den Staat, das geiſt'ge Leben
Beſprachen mit Begeiſterung;

Wo Einer oft mit flücht'gem Sinne
Den Kern der Sache kaum berührt;
Ein Anderer drauf mit beſſer'n Gründen
Uns einer Löſung näher führt',

Bis er zuletzt, der große Meiſter,
Mit feſter Rede ſicherm Gang,
Mit unbezwingbar klarem Geiſte
Tief in das Herz der Sache drang

Von Punkt zu Punkt; ſein edles Weſen,
Sein rechtlich Urtheil riß uns hin,
Da anmuthsvoll aus ſeinem Antlitz
Ein Götterblick zu leuchten ſchien,

Wie wenn er leibhaft wüchſ' und wüchſe,
Sein blaues Aug' erglühte froh,
Darüber hoch im mächt'gen Bogen,
Die Brau'n des Michelangelo.

LXXXVIII.

Du wilder Vogel ſingſt ſo helle,
Bringſt Eden in den Blumenhain,
O ſag', von woher ſtrömt die Quelle
Der Herzensluſt und Seelenpein?

Sag', ob dich Leidenſchaften drängen?
Sie wechſeln ſchnell in deiner Bruſt,
Denn oftmals zwiſchen Trauerklängen
Singſt du die Töne höchſter Luſt.

So auch bezwing' ich nicht die Saiten
Mit meines Kummers ſtarrem Sinn,
Der Schöpfung höchſte Herrlichkeiten
Erklingen drauf und ſchwinden hin.

LXXXIX.

Du Ulme ſpielſt mit Licht und Schatten
Gar wunderſam auf grünem Plan,
Du hochgethürmte Sykomore,
Blickſt rieſenartig himmelan!

Wie oftmals ſuchte hier Erquickung
Der liebe Freund, der von der Stadt
Sich flüchtete in euren Schatten,
Des lauten Treibens überſatt!

Sein Aug' erſpähte alles Schöne,
Nahm Theil an unſern Spielen froh,
Wenn er dem Staube der Kanzleien,
Dem Streite des Gerichts entfloh.

Wie labte ihn der ſtille Frieden
Des Dämmerlichts, ambroſiſch rein,
Hier unter'm duftig kühlen Dache
Und rings die Flur im Sonnenſchein.

Die Sorge floh beim Schwung der Sichel,
Wenn neu erſchien der junge Tag;
Wie wonneſam, wenn in dem Garten
Der Wind die reifen Birnen brach.

O welche Luſt, wenn rings im Kreiſe,
Wir ſanft gelagert auf dem Gras,
Und er des edlen Florentiners
Geheimnißvolle Dichtung las.

Wie köſtlich, wenn der Silberſchimmer
Des Monds durch Buſch und Bäume fiel,
Und Gaſt und Schweſtern uns erfreuten
Mit ſüßem Sang und Harfenſpiel;

Wie köſtlich auch, wenn heitern Sinnes
Wir ſtreiften über Berg und Thal
Und in den ſchatt'gen Waldesgründen
Verzehrten unſer kleines Mahl;

Und unſ're leichtbeſchwingte Rede
Den Werth von manchem Buch erwog,
Sie weilte oft beim Wohl des Staates,
Eh' ſie in's Reich der Träume flog.

Doch wenn ich pries die Stadt, die rege,
Mit ſcharfen Worten er ſich ſträubt,
Er nannte ſie die große Mühle,
Die unſer Innerſtes zerreibt,

Die tilgt den wahren Reiz der Menſchen,
Und nichts erzeugt als Form und Schein.
Wir redeten, die Bäche rauſchten,
Im kühlen Mooſe lag der Wein. —

Eh' noch aus feuchtem Grab die Sonne
Wob ein ihr Gold in den Azur,
Ging's durch die blum'gen Wieſenpfade
Zurück zur heimathlichen Flur.

Noch ſurrte laut die emſ'ge Biene
Um Blumenkelche wonnevoll,
Und hinter duftigen Gehegen,
Hört' man, wie Milch im Eimer quoll.

XC.

Der war von höchſter Liebe nie beſeelt,
Noch trank er aus dem reinſten Himmelsquell,
Der in das Menſchenherz zuerſt geſtreut
Die ſchlimme Saat durch jenes bittre Wort:

„Daß käm' aus ſeinem Grab der Menſch zurück,
Den tiefbetrauert man zur Ruhe trug,
Er einen eiſig kalten Willkomm fänd'
Bei ſeinen Theuerſten: bei Weib und Kind.

„Wohl ziemt es ſich, wenn weich geſtimmt vom Wein,
Daß man bethränten Blicks der Todten denkt,
Von ihnen gerne ſpricht, zurück ſie wünſcht,
Als göttlich auch ihr Angedenken ehrt.

„Doch kehrten ſie zurück in dieſe Welt
Und ſäh'n die Braut dem Fremden zugethan,
Ihr Gut in eines Erben harter Hand,
Der es nicht laſſen will auf einen Tag:

„Verbliebe auch die Kindesliebe wahr,
Es brächt' die Rückkunft des geliebten Herrn
Weit ſchlimmere Verwirrung als der Tod,
Wo Friede war, entſtünde Kampf und Streit."

Doch Du, mein Freund, o kehr' zurück zu mir,
Was auch der Zeiten Wandel Neues ſchuf,
Kein einziger Gedanke lebt in mir,
Der meine Sehnſucht minderte nach Dir.

XCI.

Wenn roſ'ge Büſchel an dem Lärchenbaum,
Und ſelten nur der Droſſelſchlag ertönt,
Wenn aus dem blätterloſen Wald und Hag
Des Märzes meeresblauer Vogel huſcht;

Dann komme in der Hülle, die Du trugſt,
Worin ich einſtmals Deinen Geiſt gekannt,
Verheiß'ner Jahre Hoffnungsfülle ſtrahl'
In hehrem Himmelsglanz auf Deiner Stirn.

Komm', wenn die Sommersgluth von Roſenduft
Durchwürzt auf's Ackerland den Segen haucht
Und um den ſtillen Pachthof lautlos wogt
Endloſes Wellenſpiel im gold'nen Korn.

O komm! doch nicht, wenn finſter blickt die Nacht;
Doch, wenn die Sonne warm und freundlich ſcheint,
Laß deines Geiſtes neuen Glanz mich ſchau'n,
Komm als ein Lichtſtrahl, der das Licht verklärt.

XCII.

Enthüllte mir ein Traumgeſicht Dein Bild,
Ich hielt's für trügeriſchen Schein,
Nur als ein Wahngebilde des Gehirns,
Wiewohl es redete und ſich berief

Auf das, was wir in jener gold'nen Zeit
Durchlebten, da wir wandelten vereint.
Ich dächte mir: Erinnerung nur iſt's,
Sie ruft mich an und ruft zurück, was war.

Entſchleierte auch dieſes Traumgeſicht
Geſchicke, die die nahe Zukunft birgt,
Erfüllte auch der künft'gen Monde Lauf
Getreu den mahnungsvollen Geiſterruf:

Mich dünkte dennoch dieſe Botſchaft nicht
Prophetenhaft: ein leiſes Vorgefühl
Blitzt oft durch unſern Geiſt, wir ſehen dann
Voraus die Dinge, die im Werden ſind.

XCIII.

Nie wieder ſeh' ich Dich? Und wär' es wahr:
Kein Geiſt hat jemals noch den Bann gelöſt,
Der ihn von ſeinem Heimathland getrennt,
Wo er zuerſt die Hülle trug des Staubs?

Kein Auge ſieht die lieben Züge mehr
Vom Tod gebleicht; doch wenn in uns verſtummt
Ein jeder Sinnennerv, dann mag der Geiſt
Dem Geiſt, die Seele ſich der Seele nah'n.

O drum aus Deinen unſichtbaren Höh'n,
Aus Deinem ungeahnten Götterglück,
Aus Deinen Sphären unergründlich weit,
Aus der Umwandlung hundertfach verhüllt,

Schweb' in mein Herz und höre meinen Wunſch,
Der ſtärker iſt als ſtärkſten Wortes Hauch,
Daß trotz der Blindheit meines ird'ſchen Blicks
Mein Geiſt empfinde, wenn Du nahe biſt.

XCIV.

Wie rein im Herzen und wie ſtark im Geiſt,
Wie ganz erfüllt von lautrer Liebesgluth
Muß der wohl ſein, der eine Stunde nur
Gemeinſchaft pflöge mit den Seligen.

Vergebens rufſt du, oder wer es ſei,
Die Geiſter aus den goldnen Höh'n herab,
Es ſei, daß du wie ſie betheuern kannſt:
„In Frieden lebt mit aller Welt mein Geiſt."

Sie kehren nur in ſtillen Herzen ein,
Wo unverdorben quillt die Phantaſie,
Wo die Erinn'rung ſpiegelglatt und klar,
Wo das Gewiſſen wahr und ruhevoll.

Doch wo der Aufruhr in den Herzen lärmt,
Und wo der Zweifel an der Pforte harrt,
Da, an dem offnen Eingang lauſchen ſie:
Ein Mißton ſchreckt ſie aus der innern Welt.

XCV.

Wir weilten ſpät noch auf dem Raſen,
Warmtrocken war er wie die Luft,
Es ſchwebte um den Abendhimmel
Ein ſilberklarer Sommerduft,

Und ringsum herrſchte ſüße Ruhe,
Natur war lautlos, war verſtummt,
Man hörte nur des Baches Rauſchen
Und auf dem Tiſch die Urne ſummt'.

Flugmäuſe ſchwirrten in den Lüften
Und Weſen, die das Helle flieh'n,
Mit blöden Augen, woll'gen Brüſten,
Und Käppchen wie von Hermelin.

Wir ſtimmten an die alten Lieder,
Sie hallten fort von Flur zu Flur,
Man ſah darauf die Herde ſchimmern,
Und hoher Bäume dunkle Spur.

Doch als die Nacht mehr vorgeſchritten,
Und ein Freund nach dem andern ging,
Als jedes Licht im Haus erloſchen,
Und mich die Einſamkeit umfing:

Da flammt' im Herzen auf die Sehnſucht,
Ich las von unſ'rer gold'nen Zeit
In jenen Blättern, die nicht welken,
In ſeinen Briefen, mir geweiht.

Es klangen durch die Todtenſtille,
Lautloſe Worte wunderbar:
Die Liebe ſtumm, der Zeiten ſpottend,
Erprobt und ſtark, ſie redet klar,

Vom Glauben, der einſt kühn gerungen,
Und ſchwerſte Zweifel überwand,
Und wie durch wirren Wald von Fragen
Er ſichern Weg zur Wahrheit fand.

Und Wort um Wort drang mir zu Herzen.
Ein Gruß vom Grab, der tief mich rührt,
Und plötzlich fühlte meine Seele
Wie von der ſeinen ſich berührt,

Sie fühlte ſich von ihr getragen,
In eine höh're Geiſterwelt,
Den Herzſchlag glaubte ſie zu hören,
Der die Natur zuſammenhält:

Aeonenklänge, die da meſſen
Den Lauf der Zeit — des Schickſals Flug —
Den Schritt des Tods. Da naht' der Zweifel,
Der grauſam ach! den Wahn zerſchlug.

Wie unbeſtimmt ſind alle Worte,
Aus ſchwerem Stoff ſind ſie geprägt,
Und kaum kann die Erinn'rung faſſen,
Was mich zur Zeit ſo tief bewegt.

Die Dunkelheit begann zu ſchwinden
Und wieder vor mir lag die Flur:
Man ſah auf ihr die Herde ſchimmern
Und auch der Bäume dunkle Spur.

Aus ferner Dämm'rung wogte leiſe
Ein ſanfter Lichthauch durch die Luft,
Und ſäuſelnd durch die Sykomore
Verbreitet er den Morgenduft;

Und fährt mit ſtärk'rem Flügelſchlage
Durch's Laub der Ulmen wechſelweiſ',
Dann ſchaukelt' er die Roſenkelche,
Und Lilien ſchwingend ſprach er leiſ':

„Es tagt! Es tagt!" — der Hauch verwehte,
Und Oſt und Weſt warf ab die Nacht,
Vermiſchten ſich wie Tod und Leben
Zur unbegrenzten Tagespracht.

XCVI.

Du, deren lichtes Auge ſchnell ſich trübt,
Wenn du nur eine Fliege leiden ſiehſt,
Du, holde Maid, von jedem Grolle frei,
Sagſt mir, der Zweifel ſei des Teufels Kind.

Mich dünkt es anders. Einen kannte ich,
Der unverzagt mit ſchwerſten Fragen rang.
Mißtöne klangen erſt aus ſeinem Lied,
Doch fort und fort ſtrebt' er nach Harmonie.

Im Glauben ſchwankend, mannhaft in der That
Stimmt' endlich er ſein Herz zum reinſten Klang,
Mehr Glauben in dem echten Zweifel lebt
Als in dem ſtarren Sinn des Sektengeiſts.

Im Kampf mit Zweifeln ſtählt' er ſeine Kraft,
Sein klarer Blick blieb allzeit ungetrübt,
Dem Spuk der Geiſter widerſtand ſein Geiſt,
Und jede Truggeſtalt beſiegte er.

Bis ihn zuletzt ein ſtärk'rer Glaube ſtählt',
Und in der Nacht die Allkraft um ihn war,
Die, nächſt dem Tag, die Dunkelheit auch ſchuf,
Und nicht nur blos im hellen Lichte wohnt,

Doch auch in Finſterniß und im Gewölk
Wie ſie einſt Sinai's Klüfte eingehüllt,
Indeſſen Iſrael ſich Götzen ſchuf,
Trotz die Poſaune laut erſcholl.

XCVII.

Mein Herz voll Liebe ſprach mit Fels und Wald
Es findet in umwölkten Bergeshöh'n,
Sein eig'nes ruhmgekröntes Schattenbild;
Es ſieht in Allem, was es ſchaut, nur ſich.

Zwei Eheleute — inniglich vereint —
Erblickte ich, auf ſie, und Dein gedachte ich
In unerforſchbar unbegrenztem Raum:
Mich dünkte, meine Seele ſei das Weib.

Im Gleichklang ſchlugen ihre Herzen ſtets;
Und Aug' in Auge ruhte wonnevoll.
Vereint: ihr Winter ward zum ſonn'gen Lenz,
Doch jede Trennung war für ſie wie Tod,

Und Beider Liebe hat nie aufgehört;
Die Tage, die ſie nie vergeſſen kann,
Bezeugen, daß er ſie noch immer liebt,
Was auch die trügeriſche Menge ſagt.

Ihr Leben iſt verwaiſt, er weilt allein;
Er liebt ſie noch, und weinen mag ſie nicht.
Wiewohl in Dinge ſchwer und ernſt vertieft,
Scheint's, als verſchmähte er ihr ſchlichtes Herz.

Er wandelt in des Geiſtes Labyrinth,
Er lieſt im großen Wunderbuch des Alls,
Wie nahe ſcheint er ihr und doch wie fern!
Sein Blick ſo kalt — er dünkt ihr herzensgut.

Sie birgt die Gaben aus entſchwund'ner Zeit,
Ein welkes Veilchen iſt ihr höchſtes Glück,
Ergründen kann ſie ſeine Größe nicht,
Und doch wächſt ihre Liebe fort und fort.

Ihm gilt ihr Spiel und ihm auch ihr Geſang
Von frühem Bunde und der Treue Schwur,
Sie kennt die kleinen Hausgeſchäfte nur,
Doch er, wie viele Dinge, die er weiß.

Sie glaubt an ihn unwandelbar getreu,
Wie groß er iſt, ahnt ſie aus dunklem Triebe
Und blickt mit treuen Augen auf zu ihm,
„Ich faſſe und begreife nicht: Ich liebe.“

XCVIII.

Du ſcheideſt von uns: wanderſt an den Rhein,
Vorbei an ſonn'gen Hügeln duftig grün,
Die ich mit ihm geſeh'n: dann wirſt du ziehn
Vorbei an Fluren reich an Korn und Wein,

Zur Stadt, wo grauſam ihn der Tod erreicht
Es dünkt mich ihre weltberühmte Pracht,
So troſtlos wie ein Irrlicht in der Nacht,
Das ſich dem todesmüden Wandrer zeigt.

Wiewohl die ſtolze Donau herrlich fließt
Ums reiche Wien und ſeine Inſelauen,
Ich hab' es nie geſchaut und will's nie ſchauen.
Ich wähne immerzu, daß dorten ſprießt

Dreifache Düſterkeit, daß dorten naht
Mit ſchnell'rem Schritt der unbarmherz'ge Geiſt,
Der Freund dem Freund mit ehrner Hand entreißt
Und tückiſch lauert auf dem holden Pfad

Der Jugend, ſie mit tauſend Sorgen plagt,
Und voller Gier umſchleicht am trauten Herd,
Und liſtig auch die Fürſtenpracht zerſtört;
Dennoch war er's, der ſelber mir geſagt,

Daß ſonſt in keiner andern Stadt der Welt
Sich auf und ab mit ſtolzerem Gepränge
Ergöß' der breite Strom der Wagenmenge
Durch ſchmucke Vorſtadt und durch's Schattenzelt

Des Parks und Walds, daß ſolche Lebensluſt
Kein Volk auf weiter Welt ſo tief durchdringt,
Als wenn bei Lampenſchein es ſpielt und ſingt
In Buden, keiner Sorgen ſich bewußt;

Und auch wenn in den Kaiſerlichen Hallen
Sich tauſend Paare bunt im Reigen ſchwingen,
Die Feuerwerke in die Lüfte dringen
Und farbenprächtig niederfallen.

XCIX.

Erwachſt du ſo, du düſt'rer Tag, der mir
Den Freund, der Menſchen Blume, hat geraubt:
Es jubeln rings umher die Vögel laut,
Es blökt die Herde auf der Weide froh;

Tag, der du zitternd deine Dämmergluth
Wirfſt auf den vollen Bach, der eilig rauſcht
Durch Wieſ' und Wald — ein heil'ger Hauch von dort
Weckt die Erinnerung an ihn, der todt.

Tag, der du flüſterſt leis aus Baum und Buſch
Ein Lied, das jeder künft'gen Sorge höhnt
Und auch des Herbſts, der hie und da ſchon legt
Die Feuerfinger auf das Sommerlaub;

Tag, der du weckſt mit duft'gem Odem lind
In Herzen zahllos in dem weiten All
Erinn'rung an Geburt und Ehebund,
Myriaden mehr jedoch an Gräber mahnſt.

O wer ihr immer ſeid von Pol zu Pol,
Durch Seelenbrüderſchaft ſind wir uns nah,
Die ihr im Herzen heute Kummer hegt,
Ihr kennt mich nicht, doch trauert ihr mit mir.

C.[1]

Ich ſteig' den Hügel auf: ein freier Blick
Zeigt mir das Heimathland von Saum zu Saum,
Und jeder kleine Fleck im weiten Raum
Ruft die Erinnerung an Dich zurück:

[1] Abſchied vom Geburtshaus, dem Pfarrhaus zu Somersby, worauf ſich auch die folgenden Gedichte bis CIII beziehen.

Der Bauernhof, die Hürde nahe bei,
Das Sumpfland, hoch umſäumt vom ſchwanken Ried
Der Hirtenpfad, der durch die Weide zieht,
Der Steg am Zaun, das Wäldchen luftig frei;

Der von dem duft'gen Dorn umzäumte Hain,
Worin des Hänflings letzter Triller ſchallt;
Der langgedehnte Steinbruch tief im Wald,
Verrufen durch der Krähen Zänkerei'n;

Der Quell, der murmelnd aus dem Felſen ſtürzt,
Das Bächlein, das ſich launig dreht und krümmt,
Vom Schlangenlauf des Wieſenlands beſtimmt;
Das hohe Gras, das rings die Lüfte würzt.

Wie hing Dein warmes Herz an dieſem Thal!
Und Alles ruft zurück die ſchöne Zeit.
Ich ſteige nieder voller Weheleid,
Als ſtürbſt Du mir zum zweitenmal.

CI.

Ungewürdigt ſchwingen ſich Zweige im Garten
Und ſchwindet der Glanz von Blüthe und Blatt,
Ungeliebt verglühet das Gold auf der Buche,
Und das Feuer des Ahorns wird bleich und wird matt.

Ungeliebt der Sonnblume ſaatreiche Scheibe,
Ein flammender Stern, durchleuchtet die Luft;
Ungeliebt füllt an manch' blühende Nelke
Die ſäuſelnden Winde mit würzigem Duft:

Ungeliebt fließt über die ſandigen Rillen
Der ſprudelnde Bach, der bald hüpft und bald ſchleicht
Ob die Strahlen der Sonne ſein Innerſtes wärmen,
Ob kühl das Silber des Monds ihn beſtreicht,

Ungepflegt durchſtrömt er die offene Haide
Und überfluthet des Reihers Geheg,
Umkräuſelt das Schilf mit zitternden Ringen
Und gräbt ſich und höhlt ſich im Dunkel den Weg,

Bis allmählich aus Garten und Fluren und Wäldern
Ein neues Bild der Erinn'rung erblüht,
Das dem fremden Kinde mit jeglichem Jahre
Sich tiefer einſenkt in das junge Gemüth,

Derweil der Bauer mit jeglichem Jahre
Beſtellet die Scholle, den Wald und den Hain;
Indeß die Erinn'rung mit jeglichem Jahre
In uns verdämmert in Schatten und Schein.

CII.

Wir ſcheiden von dem vielgeliebten Heim,
Wo wir zuerſt zum Himmel aufgeſchaut,
Das Dach, das unſern erſten Laut vernahm,
Verleiht nun fremden Menſchen ſeinen Schutz.

Doch vor dem Abſchied, ſchreit' ich noch einmal
Den Garten auf und ab. In meiner Bruſt
Zwei Liebesgeiſter kämpfen einen Kampf
Und jeder ſtreitet um das Herrſcherrecht.

Der Eine flüſtert: „Hier erſchloß ſich einſt
Zum Frühgeſang dein volles Knabenherz,
Und hier haſt du vom heim'ſchen Buſch und Baum
Der Vögel Liebesſang zuerſt erlauſcht."

Der And're drauf: „Wohl wahr, allein wie oft
In ſpät'rer Zeit mit deinem theuern Freund
Biſt du gewandelt dieſen ſchatt'gen Pfad,
Und deßhalb liebſt du dreifach dieſen Ort.

So ſtritten ſie ſich eine lange Zeit
Und immerzu drängt jeder auf ſein Recht;
Verlor'nes Spiel, das nimmer enden will,
Weil keiner ſich dem andern fügen mag.

Ich werfe einen letzten Abſchiedsblick
Auf's traute Heim und auf die Fluren rings,
Und ſieh! — die Geiſter, ſie umarmen ſich,
Gehn in ein reines Bild der Wehmuth auf.

CIII.

In jener Nacht, bevor wir ſchieden
Vom Haus, wo ich das Licht erblickt',
Sah ich im Traum den Freund, den todten,
Und tief hat mich das Bild beglückt.

Mir träumt', ich weilt' im hohen Saale,
Jungfrauen um mich hold und ſchön,
Es rauſchte laut entlang dem Schloſſe,
Ein Strom aus fernen Bergeshöh'n;

Im Saal ertönten Harfenklänge,
Die Frauen ſangen ſüß und mild,
Ein Standbild ſtand in ihrer Mitte,
Von einem Schleier war's umhüllt,

Und doch erkannte ich die Züge,
Sie, die ich liebe ewiglich,
Da flog vom Meer her eine Taube,
Und ihre Botſchaft war für mich.

Und als ſie ſahn, ich müſſe ſcheiden,
Da huben ſie zu weinen an,
Doch führten ſie mich hin zum Strome,
Auf deſſen Fluth ein ſchwanker Kahn,

Wir glitten hin an ſteilen Wänden,
Vorbei an mancher blum'gen Au,
Und mitten durch die hohen Binſen,
Durchwebt mit Iris dunkelblau.

Doch als wir nun das Meer erreichten,
Und höh're Wogen warf die Fluth,
Umfloß die lieblichen Geſtalten
Ein hehrer Glanz von Kraft und Muth;

Ich ſaß vereinſamt und verlaſſen,
Ich ſah auf ſie, mein Herz ward ſtark,
Und jede Furcht begann zu ſchwinden,
Ich fühlte in mir Rieſenmark.

Denn Eine ſang vom Fluch des Krieges,
Die And're von der Völker Loos,
Und wied'rum Eine ſang mit Wonne,
Vom Volk der Zukunft: würdig groß.

Und mächt'ger thürmten ſich die Wellen,
Wir waren in dem off'nen Meer,
Ein Segel ſtolz im prächt'gen Glanze
Erblickten wir, es kam uns näh'r;

Er, den wir liebten, ſtand am Steuer,
Gewaltig groß, er grüßt' mit Luſt,
Hinan zum Schiffe ſtieg ich eilig,
Und ſtumm lag ich an ſeiner Bruſt;

Doch ſie, ſie klagten und ſie riefen:
Wie hart ach! trifft uns das Geſchick,
Wir dienten dir hier viele Jahre
Und grauſam läßt du uns zurück.

Doch mich verließ die Kraft der Rede,
Ich war berauſcht von Seligkeit,
Er aber ſprach: „Ihr ſeid willkommen,
Verweilt bei uns in Ewigkeit".

Sie ſtiegen ein. Die Winde ſchlugen
Muſik aus Segelwerk und Tau'n,
Und vor uns ſchwebten lichte Wolken,
Wie Bergeshöh'n im Morgengrau'n.

CIV.[1]

Der Chriſtnacht weihevolle Stunde naht,
Der Mond iſt überdeckt, die Nacht iſt ſtill,
Von einer Kirche nur am Fuß des Bergs,
(Vom Nebel eingehüllt), tönt Glockenklang.

So einſam wie dies Feſtgeläute tönt
In ſtille Nacht hinein, ſo einſam klingt
In meiner Bruſt das ſchmerzliche Gefühl:
Dies ſind die Glocken nicht, die ich gekannt.

Ihr Klang ertönt, ſo wie des Fremdlings Wort
Im Land, wo jegliche Erinn'rung ſchweigt,
Und wo kein Markſtein uns von Ehedem
Erzählt, und wo die Scholle ungeweiht.

---

[1] Dritte Chriſtnacht nach dem Tode des Freundes, nachdem die Familie das alte Pfarrhaus in Somersby verlaſſen hatte; ſiehe C—CIII.

CV.

Pflückt nicht den Lorbeer noch das Tannenreis,
Und windet für den Abend keinen Kranz.
Wir ſind nicht heimiſch hier in dieſem Land,
Und ſeltſam fremd trifft uns die heil'ge Nacht.

Des Vaters Aſche ruht vereinſamt fern,
Sie liegt gebettet unter fremdem Schnee,
Das Geisblatt duftet dort zur rechten Zeit,
Und auch die Veilchen kommen — wir ſind fort.

Nicht länger ſoll der grillenhafte Gram
Mit Maskenſpiel die Stimmung hintergehn.
Die neue Heimath und der Zeiten Lauf
Ertödteten die Bande alten Brauchs,

Und jedes Leid, das einen Schatten wirft —
Die Alltagſorge, die ſo ſchwer uns prüft —
Sie bleibe dem geliebten Abend fern,
Und er ſei der Erinnerung geweiht.

Drum keiner frohen Spiele Jubellaut
Und keines Trinkgelages Luſtbarkeit,
Wer hielte ſich an alte Formen noch
Woraus der warme Lebenshauch entfloh?

Drum weder Sang noch heitern Maskenſcherz,
Noch Lautenſpiel und frohbeſchwingten Schritt,
Nur einzig und allein was dort erſtrahlt,
An jenem Waldesſaum, im hellen Oſt,

Wo himmelsklar die Zukunft lautlos tagt.
Lang ſchläft der Sommer in der ſtillen Saat,
Geh', heil'ge Zeit, gemeſſen deinen Gang,
Damit erſtehe, was du Gutes birgſt.

CVI.

Ihr Glocken läutet das Grabgeläute
Hinein in die ſtürmiſche, froſtige Nacht;
Das Jahr liegt im Sterben, es ſtirbt noch heute,
Verkündet es laut mit eherner Macht.

Das ſterbende Jahr mit vollkräftigen Tönen
O läutet es aus und das neue Jahr ein:
Und läutet hinaus, was als falſch wir verhöhnen,
Doch läutet herbei was edel und rein.

O läutet hinaus den Gram um die Todten,
Der die innerſte Kraft der Seele verzehrt;
Doch läutet herein den himm'liſchen Boten,
Der die Reichen und Armen Gerechtigkeit lehrt.

Und läutet hinaus was ſchädlich dem Leben,
Der Parteien Gezänke und bitteren Streit;
Doch läutet herein das höhere Streben,
Das ſchönere Sitten der Menſchheit verleiht.

Und läutet hinaus Noth, Elend und Plagen,
Unglaube und Sünde und liebloſen Schein
Und meines Geſanges herzdrückende Klagen,
Doch läutet den göttlichen Sänger herein!

O läutet hinaus das hoffährtige Prunken,
Verläumdung und Haß und bitteren Neid,
Doch läutet herbei den göttlichen Funken,
Die lautere Liebe zur Menſchlichkeit.

Und läutet hinaus die herzloſe Oede,
Die Haſt und die Gier nach Gut und nach Geld,
Und läutet hinaus die endloſe Fehde,
Doch läutet herbei den Frieden der Welt.

Und läutet herein die Freiheitsliebe,
Die tapferen Herzen, die dem Guten ſich weih'n,
Doch läutet hinaus was düſter und trübe,
Und läutet den kommenden Heiland herein.

CVII.

Dies iſt der Tag, der einſtmals ihn gebar,
Ein Tag des Nebels und des bittern Froſts,
Der hinter einem Purpurrand ſich barg
Und nicht mehr war, eh' noch die Nacht anbrach.

Es ſchenkt die Jahreszeit zum Schmuck des Mahls
Uns weder eine Blume noch ein Blatt.
Von Nord und Oſt bläſt her ein ſcharfer Wind,
Eisdolche hängt er an den Dachesrand;

Gleich Borſten weht er Strauch und Dornenzaun
Dem Halbmond zu, der überm Walde ſchwebt,
Und die entlaubten Bäume knarren laut
Wie zackiges Gehörn im wilden Kampf,

Wenn wirbelnd voller Wuth der Küſte zu
Der Sturm die Brandung unbarmherzig peitſcht;
Doch holt den Wein, und ſtellt den Tiſch zurecht
Kommt her! und füllt die Gläſer bis zum Rand,

Und legt gewalt'ge Scheite auf den Herd,
Damit die Flamme lod're klar und rein,
Und laßt uns ſprechen froh und wohlgemuth,
Ganz ſo als wäre *er* noch unter uns;

Und laßt uns feſtlich feiern dieſen Tag
Nach altgewohntem Brauch in ſeinem Sinn,
Dies Glas, wir weihen's ihm, was er auch ſei,
Und ſeine Lieblingslieder ſtimmet an.

CVIII.

Mein Herz, es bleibt den Menſchen zugethan,
Und daß zum Stein ich nicht erſtarren mag,
Nähr' ich mich länger nicht vom eignen Gram,
Füll' nicht die Lüfte mehr mit Seufzern bang.

Was nützt ein Glaube unfruchtbar, der nur
Die Sehnſucht nährt, ſchwäng' er ſich auch mit Macht
Empor, um Himmelshöhen auszuſpähen
Und tauchte er in tiefſte Todesfluth?

Was iſt's, was ich erſchau' in höchſten Höh'n
Als wiederum mein Selbſt, das Hymnen ſingt?
Was iſt's, was ſich mir zeigt auf dunkler Fluth
Als eines Angeſichtes Widerſtrahl?

Nein, lieber trage ich die Sorgenlaſt,
Die uns ein menſchlich Loos zu koſten giebt;
Man ſagt, daß Kummer unſre Weisheit ſtärkt,
Was auch die Weisheit ſei, die mit Dir ſchläft.

CIX.

Die Herzensfülle, die er ſtets bewies
In Dingen reiner Männlichkeit;
Des hellen Geiſtes klare Sicherheit,
Mit der er alles Schöne ſah und pries;

Sein hoher göttergleicher Geiſtesſchwung,
Der jeden finſtern Zweifel ſchnell gelärt
Und immerzu das inn're Licht vermehrt
Und unauslöſchliche Begeiſterung;

Sein Edelſinn, der nur das Gute liebte,
Von dem Zelotenthum niemals verführt,
Sein Herz von wahrer Liebe ſo berührt,
Daß er kein and're Auge je betrübte;

Und ſeine Freiheitsliebe hehr und rein,
Wie ſie in unſerm England herrlich thront,
Nicht ſo wie ſie im Geiſt des Kelten wohnt,
Ein fieberhafter Wahn, ein falſcher Schein.

Und Männlichkeit gepaart mit Frauenmilde,
Die ſolch Vertrau'n in allen Herzen weckte,
Daß jedes Kind ihm gern entgegenſtreckte
Die Hand und Troſt fand in dem edlen Bilde.

Dies Alles war, und hat erquickt mein Herz,
Und ſahen meine Blicke alles dies vergebens,
So trifft die ganze Schande mich zeitlebens,
Ich lerne Weisheit niemals anderwärts.

CX.

Es eilten Dich zu hören voll Verlangen
Gereifte Männer von erprobtem Werth,
Und Herzen ſchwach, von Kümmerniß umfangen,
Erſtarkten, wenn ſie Dich gehört.

Nichts konnt' die Treue Deiner Jünger brechen,
Die Stolzeſten, ſie beugten ſich vor Dir,
Die Läſterzungen wagten nicht zu ſtechen,
Wo Du erhoben dein Panier.

Der ſtarre Trotz ward mild durch Deine Rede,
Der leichte Sinn lieh willig Dir ſein Ohr,
Die kraſſe Thorheit ſelbſt ward wen'ger blöde
Und blickt' zu Dir erſtaunt empor.

Dieweil ich ſtille ſaß, das Herz voll Wonne,
Als gälte mir Dein heldenhafter Ruhm,
Ich wärmte mich am Strahle Deiner Sonne;
An Deinem wahren Chriſtenthum.

Nicht mein die Milde und die Kraftesfülle,
Doch m e i n die Liebe ungetrübt und rein,
Mein auch die Sehnſucht und der lautre Wille
Dir, meinem Freunde gleich zu ſein.

CXI.

Der rohe Geiſt, ob niedrig oder hoch,
Auf welcher Stufe er auch ſtehen mag,
Ob er die Königskrone auf dem Haupt,
Fürſt von Geburt, im Herzen aber Wicht;

Der rohe Geiſt, wie ſehr durch äuß're Form
Er auch die Mängel ſeines Selbſts verdeckt,
Verräth zuweilen doch die Rohnatur:
Sie leuchtet durch das gold'ne Gitter durch.

Denn wer verſtellt ſich allzeit mit Erfolg?
Doch er, an den mich Alles, Alles mahnt,
Er, deſſen inn'rer Schatz von Zartgefühl
Weit reicher war, als was zum Vorſchein kam;

Am beſten ſchien ſein Weſen ſo wie's war.
Er prägte dem geſelligen Verkehr
Gleichſam die Blüthe edler Sitten auf:
Den edlen Geiſt ureigener Natur.

Und niemals daß Beſchränktheit oder Trotz
Durch einen flüchtigen, gemeinen Hauch
Den edlen Ausdruck trübten eines Blicks,
Worin ſich Gott und die Natur geeint.

So trug er wahrhaft und mit vollem Recht,
Den alten Ehrentitel: Gentleman,
Den Titel, den ein jeder Gaukler nützt,
Und den er ohne Scham und Gram entehrt.

CXII.

Die hohe Weisheit blickt auf mich herab,
Weil ich mit mäßiger Bewund'rung nur
Der ruhmgekrönten Kleinheit zugethan,
Die ſcheint und glänzt, wo das Gering're herrſcht.

Weil Dir mein Denken und mein Trachten galt,
Und weil von Dir mein Herz war ganz erfüllt,
Drum ſeh ich theilnahmlos auf jene Schaar,
Die nur mit halber Seele lebt und kämpft;

Denn was warſt Du? Urplötzlich tauchte auf
Für alle Zeiten eine neue Kraft;
Die höchſte Hoffnung haſt Du nie enttäuſcht,
Die ſtaunend Dir gefolgt und ſtündlich ſah,

Wie Du zum Kosmos jedes Chaos ſchufſt,
Wie Du die Leidenſchaften haſt bezähmt,
Zur Ruhe die empörte Fluth gebracht,
Daß ſie dem Geiſte fortan unterthan.

CXIII.

Man ſagt, der Kummer macht uns weiſe.
Doch wie viel Weisheit ſchläft mit Dir!
Sie wäre nicht nur mein Geleiſe,
Doch das der Nachwelt für und für.

Ich, den Du Dir als Freund erkoren,
Der Deine geiſt'ge Kraft erkannt,
Ich künde es: Du warſt geboren
Als Leuchte unſerm Vaterland:

Denn Du warſt wahrhaft ihm ergeben,
Geſtählt zur höchſten Mannesthat,
Ein Anker, wenn die Völker beben,
Ein Halbgott in dem höchſten Rath,

Wenn zügelloſes Freiheits-Ringen
Die Welt beſtärkt im eitlen Wahn,
Es ließe ſich die Erde ſchwingen
In eine neue Sonnenbahn;

Wenn rohe Kräfte rings ſich ſammeln
Zu unerbittlich wildem Streit,
Und tauſend loſe Zungen ſtammeln
Erbarmungsloſe Bitterkeit.

CXIV.

Wer, der nicht liebt die Wiſſenſchaft? Wer, der
Sie unſchön nennen darf? Sie werde ſtark
Und dringe in das Leben ein. Wer, der
Ihr Grenzen ziehen darf? Ihr Werk gedeihe!

Doch eine Gluth auf ihrer Stirne flammt:
Mit immer dreiſter'n Schritten ſchreitet ſie
Auf's blinde Ungefähr der Zukunft zu,
Und Alles giebt ſie den Gelüſten preis.

In eitlen Kinderjahren noch, kann ſie
Nicht mit der Todesfurcht den Kampf beſteh'n.
Gleicht ſie, der Liebe und des Glaubens bar,
Nicht einer Pallas, die dämon'ſchem Haupt

Entſprang? In ihrer wilden Gier nach Macht
Reißt ungeſtüm ſie alle Schranken ein.
Erkennen ſoll ſie ihren wahren Rang:
Die Erſte nicht, die Zweite iſt ſie nur.

Soll Alles nicht vergeblich ſein, dann muß
Erſt höh're Hand ihr mildren Sinn verleih'n,
Die ſie geleitet als das jüng're Kind
Der Weisheit zu mit jedem Schritt und Tritt.

Denn jene wägt und prüft das Jrd'ſche nur,
Doch dieſe trägt den Himmel im Gemüth.
O Du, der Du ſo früh Dein Ziel erreicht
Und mich zurückgelaſſen hier verwaiſt,

O wäre doch die große Welt gleich Dir,
Der Du nicht nur an Wiſſen und an Kraft
Zunahmſt, doch der Du wuchſeſt immerzu
An Ehrfurcht und an liebevollem Sinn.

CXV.

Nun iſt der ſchöne Lenz erwacht,
Die letzten Streifen Schnee vergehen,
Und um die Eſchenwurzeln ſtehen
Die Veilchen dicht in voller Pracht.

Nun früh und ſpät tönt ſüßer Klang.
Auf fernen Höhen liegt ein Duft,
Und unſichtbar aus blauer Luft
Die Lerche ſchmettert ihren Sang.

Nun tanzt das Licht auf Wies' und Au,
Die Herde ſchimmert hell im Thal,
Doch heller noch der Segel Zahl
Auf Fluſſesgrün und Meeresblau.

Seemöven kreiſchen auf der Fluth,
Zugvögel ſchwärmen her zum Strand,
Sie ziehen froh von Land zu Land,
Ihr Neſt zu bauen für die Brut,

Und Alles keimt und will hinaus,
In meiner Bruſt der Maienhauch
Erweckt den Keim zur Wehmuth auch
Und bildet eine Blüthe draus.

CXVI.

Iſt es die Wehmuth um entſchwund'ne Zeiten,
Die ſich im Lenze ſtärker regt,
Giebt oder nimmt ſie uns die Herrlichkeiten,
Die uns der Mai entgegenträgt?

Nicht ganz: was in den Lüften tönt und waltet,
Das Leben, das vom Staub ſich hebt,
Es dringt durch unſre Seele und geſtaltet
Die Zuverſicht, die uns belebt.

Nicht Wehmuth ganz: wenn Du mit ſüßen Blicken
In ſtiller Stunde mich erſchauſt,
Und Deine ſchlichten Worte mich erquicken,
Die Du mir insgeheim vertrau'ſt.

Dann ſchwindet mehr und mehr mein ſchmerzhaft Bangen
Um jenes Glück, das ich beweint;
Nach neuem Bunde hege ich Verlangen,
Der wiederum uns innig eint.

CXVII.

O Zeit, du zwingſt mich hier zu weilen,
Hältſt mich von ſeinem Herzen fern,
Um größ'res Glück mir zuzutheilen
Auf ungetrübter'm Himmelsſtern,

Willſt, daß die Jahre nur erhöhen
Den Wunſch nach jenem ſüßen Tag,
Wo wir dereinſt uns wiederſehen.
Dann hundertfach wird der Ertrag

Für jedes Sandkorn, das verronnen,
Für jedes Schattens flücht'ge Spur,
Für jeden Kreislauf um die Sonnen,
Für jeden Pendelſchlag der Uhr.

CXVIII.

Betrachte dieſen Wunderbau der Zeit,
Ihr rieſenhaftes, jugendliches Werk;
Doch wähne nicht, daß wahrer Menſchenwerth
Vergehen wird wie Kalk und Staub;

Doch glaube: die, die wir als todt gedacht,
Sie athmen nun in einem hellern Licht
Und ſtreben immer höhern Zielen zu.
Man ſagt, daß einſt als flüſſ'ge Feuergluth

Die feſte Erde unter uns begann
Und, preisgegeben der Naturgewalt,
Scheinbar, ſo wie der Zufall es gewollt,
Entſtand; als Schlußſtein kam der Menſch, und er

Gedieh, verzweigte ſich von Zon' zu Zon',
Vorbote eines höheren Geſchlechts,
Mit einem Adelsbrief auf höhern Rang,
Wenn er gerecht wird dieſem Werk der Zeit,

In ſich es ausgeſtaltet, oder auch,
Gekrönt mit einem Glorienſchein von Leid,
Auf ſeinem Weg verharrt und kühn bezeugt,
Daß unſer Leben nicht wie träges Erz,

Doch ein Metall aus dunklem Urquell iſt,
Geſchmolzen unter Furcht und Herzensqual,
In heiße Thränenfluthen eingetaucht
Und glatt gehämmert von dem Weltgeſchick

Zu höherm Zweck und Nutz. Entſage drum
Der Lüſternheit und Schwelgerei des Fauns;
Erhebe dich und ſtreife ab das Thier,
Den Affen und den Tiger tilg' in dir.

CXIX.

Ich ſteh' im Gäßchen wieder an der Schwelle
Des Hauſes, wo mein Herz ſo laut einſt ſchlug,
Ich klag' und weine nicht. Die Stadt, ſie ſchläft,
Der Wieſenduft dringt in die Straßen ein.

Ich höre Vogelſang; durchs Gäßchen ſtrahlt,
Wo eine düſtre Mauer einſtmals ſtand,
Das goldne Morgenlicht. Ich denke Dein
Und unſrer goldnen Zeit und ſegne Dich,

Denn Deine Lippen, ſie ſind ſanft und mild,
Die Freundſchaft leuchtet klar aus Deinem Blick,
Im Geiſte faſſ' ich Deine liebe Hand,
Ich drücke ſie und ſeufze kaum.

CXX.

Ich hoff', ich kündete vergebens nicht,
Daß Menſchen mehr ſind als magnetſcher Spuk
Des Hirns, und daß ich nicht den Tod umſonſt
Bekämpft, wie einſt Sankt Paul mit Beſtien ſtritt.

Der Menſch ein kunſtreich Thongebilde nur!
Die Wiſſenſchaft beweiſe, daß er's iſt.
Und dann, was nützte uns die Wiſſenſchaft,
Inſonders mir? Ich möchte nimmer ſein.

Mag er, der weiſ're Menſch, der kommen ſoll,
Nach einem Vorbild höchſter Affenart
Geſtalten ſeine Lebensthätigkeit,
Zu Höherem berief mich die Geburt.

CXXI.

Du Abendſtern, dort an der Sonne Grab,
Und faſt bereit mit ihr zur Ruh zu geh'n,
Du überſchauſt das All, ſiehſt wie der Tag
Und ſeine Herrlichkeit erliſcht und ſtirbt.

Nun ſchirrt man das Geſpann aus ſeinem Joch,
Man zieht die Boote an den Meeresſtrand.
Horch! wie man rings jetzt Thor und Thür verſchließt,
In dein Geblüte ſchleicht die träge Nacht.

Du Morgenſtern, von kühler Nacht erfriſcht,
Du hörſt, wie nun das Tagewerk beginnt,
Hörſt auch der Vögel früh'ſten Morgenſang,
Dir folgt in voller Pracht der Glanz des Tags.

Das Marktſchiff fährt entlang dem hellen Strom,
Vom Ufer her mit frohem Gruß begrüßt,
Du hörſt den erſten Hammerſchlag im Dorf
Und ſiehſt wie das Geſpann zur Arbeit geht.

Du lieber Stern, der du zwei Namen trägſt,
Du, der du Abſchiedsgruß und Willkomm ſtrahlſt;
Du — wie mein jetzig und vergang'nes Sein —
Du wechſelſt nicht, haſt nur den Stand vertauſcht.

CXXII.

Warſt Du, mein Freund, in meiner Nähe,
Als jede Furcht in mir zerſtob,
Als auf zu ſternenklarer Höhe
Mein Auge ſich voll Ehrfurcht hob?

Daß ganz erfüllt von hehrem Beben,
Beflügelt von der Phantaſie,
Sich meine Seele konnte heben
Zur Himmelsſphären-Harmonie.

Warſt Du bei mir, ſo komme wieder,
Wenn uns das Grab nicht trennen kann,
So ſtärke meine müden Glieder,
Erlöſe mich aus Druck und Bann.

O gieb mir wieder neues Leben,
Der frohen Kindheit Morgenroth,
Daß ich in freudigem Erbeben
Die Nacht nicht ſehe noch den Tod.

Daß wieder frei mein Herz mag walten,
Im Thau der Himmel klar ſich malt,
Und Zauber ringsher ſich entfalten
Und roſiger die Zukunft ſtrahlt.

CXXIII.

Dort rollt die Fluth, wo wilder Wald einſt war,
O Erde, welchen Wechſel ſahſt du ſchon!
Es lärmt die Stadt mit ihrem Volksgewühl,
Wo einſt der tiefe Grund des Ozeans.

Die Höhen ſind wie flücht'ge Schatten nur,
Sie nehmen immer neue Formen an;
Die Ländermaſſen werden und vergeh'n,
Wie das Gewölk entſteht und dann zerfließt.

Ich aber niſt' mich ein in meinen Geiſt,
Und träume meinen Traum und halt' ihn wahr.
Und ob mein Mund auch haucht ein Lebewohl,
Ausdenken kann ich nicht, was Trennung heißt.

CXXIV.

Die unſichtbare Macht, zu der wir flehen,
In Glaubenswonne oder Zweifelsqual,
Ob Einheit, Vielheit, innen oder außen;
Die unſichtbare Macht, die Jeder ahnt;

Sie fand ich nicht im Sonnenglanz der Welt
In Adlers Schwinge nicht, noch Käferaug',
Noch in den Fragen, die der Menſch ſich ſtellt,
Den Spinngeweben, die er emſig webt.

Doch wo der Glaube jemals träge ward,
Vernahm ich eine Stimme: „Glaub' nicht mehr!"
Die wilde Brandung ſchlug darauf an's Land,
Und ſtürzte es in gottverlaß'ne Schlucht,

Und eine Gluth in Menſchenbruſt zerſchmolz
Des eiſigen Verſtandes kalten Theil;
Und das empörte Herz in Zorn entbrannt,
Rief aus gleich einem Mann: „Ich hab' gefühlt!"

Nicht doch, gleich einem Kind voll Bangigkeit;
Doch Weisheit gab mir jener bange Schrei;
Ich war dann wie ein hilflos Kind das weint,
Doch weinend weiß, ihm iſt der Vater nah;

Und was ich bin, nahm wiederum dann wahr
Was iſt, und was kein Menſch jemals begreift,
Und aus der Dunkelheit in die Natur
Griff ein die Hand, die Menſchen formt.

CXXV.

Was ich auch ſagte, was ich auch geſungen,
Ob bittre Klänge meinem Lied entfloh'n,
Und ob auch — wie es ſcheint — oft eingedrungen
Des Widerſpruchs mißhell'ger Ton,

So führte mich die Hoffnung doch durch's Leben,
Es war mein Auge nur von Thränen trüb',
Und Liebe ſpielte leicht mit Truggeweben,
Weil ſtets ihr Ziel die Wahrheit blieb.

Und war mein Lied erfüllt von ſchweren Sorgen,
So ſchlug die Liebe doch die Saiten an,
Und wenn es ſonnig war wie Lenzesmorgen,
So führte ſie mich himmelan.

Sie wird auf alle Zeiten bei mir weilen,
Bis ich in dunkler Tiefe Dich erreicht,
Bis die magnet'ſchen Kräfte ſich zertheilen,
Und bis mein Herz auf immer ſchweigt.

CXXVI.

Der Liebe war und bin ich unterthan,
Ihr huld'ge ich als meiner Königin,
Denn ſtündlich bringen ihre Boten mir
Von meinem Freunde eine Botſchaft zu.

Der Liebe war und bin ich unterthan
Und bleib's; ob ich bis jetzt auf Erden nur
Ihr dienen darf, ruh' ich in ihrer Hut,
Von ihrer treuen Heeresmacht beſchirmt.

Von Zeit zu Zeit hör' ich des Wächters Ruf,
Er geht mit leichtem Schritt von Ort zu Ort,
Er flüſtert in die ſtille Nacht hinein,
In weiten Weltenraum, daß Alles gut.

CXXVII.

„Und gut iſt Alles" — ob in Nacht und Graus
Der Glaube auch ſich ſondert von der Form.
Wohl rauſcht an's Ohr, das hören will, der Sturm,
Draus eine mahnungsvolle Stimme ruft:

„Ein Band ſoll zwiſchen Menſch und Menſch erſteh'n,
Gerecht und wahr, ob dreimal auch voll Wuth
Der rothe Narrenwahn am Seineſtrand
Aus Leichen ſeine Barrikaden baut.

„Doch wehe ihm, der eine Krone trägt
Und wehe dem zerlumpten Bettelkind:
Der Fels erzittert, der den Bau geſtützt,
Die eiſ'gen Dome ſtürzen lärmvoll ein,

„Und brauſen hingeſchmolzen in der Fluth. —
Geborſten ſind die Veſten auf den Höh'n,
Die unbeſeelte Erde flammet auf,
Der große Gott der Zeit geht auf in Blut."

Und ringsum lodert auf die Höllengluth,
Indeß Du, theurer Geiſt, glückſel'ger Stern,
Den Aufruhr überſchauſt von Höhen fern
Und lächelſt, denn Du weißt, daß Alles gut.

CXXVIII.

Die Liebe, die ſich hoch und höher hob,
Die furchtlos gegenüberſtand dem Tod,
Verleiht den Glaubensſchwachen neue Kraft,
Die nur die Speichen ſeh'n des ird'ſchen Rads.

Von wilden Wirbelwinden aufgeweht
Wird ſicher ferner noch der Zeitenſtrom,
Auch werden Herrſcher-Raſſen untergeh'n. —
Geheimnißvolle Macht des Guten du,

Ihr ſtürm'ſche Stunden, die ihr Hoffnung ſäet
Und Furcht — nur dies wär' euer einzig Amt:
Daß altem Spiel ihr neuen Schein verleiht?
Und nur die Vollmacht wäre euch verlieh'n,

Daß ihr heraufbeſchwört nutzloſen Streit;
Mit Lügenprunk die Menge hintergeht;
Den Geiſt der Sekten und Parteien nährt,
Um umzudeuten eines Wortes Sinn;

Daß ihr Tyrannen neue Willkür lehrt;
Den Menſchengeiſt mit Wiſſensqualm erdrückt,
Den Trümmern maleriſchen Glanz verleiht,
Mit jungem Grün die alten Burgen ziert?

Verachten müßt' ich euch und euer Spiel;
Doch fühle und begreif' ich mehr und mehr,
Daß Alles, wie bei einem Werk der Kunſt,
Zuſammenwirkt zu einem hohen Ziel.

CXXIX.

Geliebter Freund, nach dem mein Herz ſich drängt,
Mir fern und doch ſo nah in Leid und Luſt,
Am liebſten mir, wenn ich mir klar bewußt,
Daß uns ein Etwas aufwärts lenkt.

Bekannt und fremd! ein menſchlich, göttlich Sein!
Ich ſeh' Dein holdes Weſen jederzeit!
Mein himmliſch theurer Freund in Ewigkeit,
Mein biſt Du, mein, auf ewig mein.

Seltſamer Freund! einſt, jetzt und für und für!
Ich lieb' Dich mehr, doch ich ergründ' Dich nicht;
Doch ſeh' ich überall ein holdes Traumgeſicht,
Mir wird das ganze Weltall eins mit Dir.

CXXX.

Ich höre Dich, wenn wild der Sturmwind brauſt,
Und wenn das Waſſer leiſe quillt und rauſcht,
Du ſtehſt vor mir, wenn hold der Morgen tagt
Und wenn der letzte Sonnenſtrahl verglüht.

Was biſt Du denn? Ich ahn' es nimmermehr;
Ob mir's auch ſcheint, ich fühle Dich vertheilt
Im Duft der Blüthen und im Sternenlicht,
Mein Herz drängt drum nicht weniger nach Dir.

Denn meine alte Liebe wuchs und wächſt,
Empor zu immer größ'rer Leidenſchaft
Ob Du auch biſt in Gott und der Natur
Zertheilt, Dich lieb' ich immer mehr und mehr.

So fern biſt Du und doch mir immer nah;
Ich lieb' Dich *noch* und Jubel füllt mein Herz;
Ich höre Dich im weiten Weltenall;
Wiewohl ich ſterbe, Dich verlier ich nie.

CXXXI.

Lebend'ger Wille, der du ewig währſt,
Indes die Welt des Scheines untergeht,
Erſtehe du als geiſt'ger Fels in uns,
Durchdringe unſ're Thatkraft, läutre ſie,

Daß wir zu ihm als wie zu Einem fleh'n,
Der mit uns wirkte und uns hört, ein Ruf,
Der ſiegreich ſich bewährte und als Frucht
Der Selbſtbeherrſchung uns den Glauben gab,

Der uns ins Herz die Wahrheit hat geprägt,
Die nimmermehr bewieſen werden kann,
Bis in den Seelenquell die Seele ſtrömt
Samt alledem, was wir geliebt.

Anhang.

Merlin und der Lichtſtrahl.

I.

Hör! junger Seemann,
Der Du vom Hafen
Von den Klippen des Meeres,
Blickſt auf den Zauberer,
Den Altersgebleichten,
Mit ſtaunenden Augen:
Ich bin Merlin,
Nahe dem Tode,
Ich bin Merlin,
Und folge dem Strahl.

II.

Mächtig der Zauberer!
Er fand mich im Frühlicht;
Aus dem Schlafe mich rüttelnd,
Lehrt' er mich zaubern.
Groß iſt der Meiſter
Und ſchön ſeine Kunſt,
Wenn im Lenze des Lebens
Weit über die Berge,
Auf das Antlitz der Menſchen
Und rings um mich her,
Melodien weckend,
Strömte der Strahl.

III

Beim Gekrächz' eines Raben,
Der einſt ihn durchkreuzte,
Knurrte mich an

Eine Horde Barbaren,
Für die Kunſt ohne Auge,
Für Geſang ohne Ohr,
Oh, dämoniſche Qual!
Das Licht, es ſchwindet,
Es dunkelt die Flur,
Mein Lied, es verſiecht;
Doch flüſtert der Meiſter:
„Folge dem Strahl“.

IV.

Dann, klangvoll bewegt,
Ueber weite und wilde
Bereiche hingleitend,
Und flüchtig beleuchtend
Elfen des Waldes,
Gnomen der Höhle,
Greifen und Rieſen
Und tanzende Nyxen
In wüſten Gehegen,
Geſpenſter der Berge

Und rollende Drachen
An murmelnden Waſſern
Und rauſchenden Fällen,
Die ſingen und ſchäumen,
Schoß hin der Strahl.

V.

Herab von den Bergen
Und nieder zur Ebene
Blitzend und blinkend
Auf ſtille Gewäſſer,
Schwankende Weiden,
Wieſen und Aecker,
Roſſe und Herden,
Unſchuldige Mägdlein,
Geſchwätzige Kinder,
Heimſtätte und Ernte,
Schnitter und Sammler
Mit arbeitsgebräunten
Zerfurchten Geſichtern,
Nun gleitet der Strahl.

VI.

Mit Melodien,
Mächt'ger und prächt'ger,
Führt' er mich endlich
Zu König Arthurs
Stadt und Palaſte;
Berührte das Kreuz,
Das gold'ne, der Kirche;
Erhellte den Kampfplatz,
Flickernd und flackernd
Von Helme zu Helme,
Bis auf dem Haupte
Von Arthur, dem Helden,
Dem Mann ohne Makel,
Ruhte der Strahl.

VII.

Von finſterm Gewölbe
Ward Camelot umnachtet;
Arthur verſchwand,

Weiß nicht wohin;
Er, mein König, der mich geliebt,
Kann nicht vergehen.
Dann aus der Umnachtung
Zog ruhig und langſam
Hinab in das Thal —
Thal des Schattens genannt —
Der Strahl, der verblaßt war zu froſtigem Flimmer
Auf eiſigem Brachfeld
Und entlaubtem Gehölze,
Und mählig aufflammend
Aus froſtigem Flimmer
Und mählig erweckend wieder Geſang
Voll inniger Sehnſucht
Berührt er den Schatten,
Nun nicht länger ein Schatten,
Doch umfloſſen vom Strahl.

VIII.

Und voller und klarer
Eilt vorwärts der Strahl,

Dem Liede gepaaret
Durchdringt er das All,
Und ſchwächer und ſchwankend,
Alt und erſchöpft,
Doch wünſchend zu folgen,
Gewahrt ich, wann immer
Im Fluge er fiel
Auf Dörfer und Städte,
Daß unter dem Kreuze
Der Garten der Todten,
Der Sterblichen Grab
Sich blühend erſchloß.
Und ſo an die Grenze
Des Landes kam ich —
Nun kann ich nicht weiter,
Doch ſterbe ich freudig,
Denn durch den Zauber
Des mächtigen Meiſters
Im Lenze des Lebens
Ward ich belehrt,
Daß dort an dem Saume

Des endloſen Meeres
Und faſt ſchon im Himmel
Schwebet der Strahl.

IX.

Nicht Licht von der Sonne,
Nicht Licht von dem Monde,
Nicht Licht von Geſtirnen!
O junger Seemann,
Ruf' in den Hafen
Deine Gefährten,
Lenke dein Schiff
Und breite die Segel,
Und ehe es ſchwindet
Am Saume des Meeres:
Ihm nach, ihm folge,
Folge dem Strahl.